



BIO
FORUM
Schweiz

Kultur 2>16 und Politik

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge



Fotos (v.l.n.r.) Nr. 1, 3 und 4 von Michaela Braun, Nr. 2 von Hermann Pennwieser

«Bioforum unterstützt das Monsanto Tribunal.» Wendy Peter

Biobäuerliche Agrarkultur im 21. Jahrhundert. Freisinger Kreis

FeuerbäuerInnen in der Krise. Markus Schär

Wie geduldig ist die Natur? Hans Weiss

Schöne neue Welt ohne Handarbeit? Samuel Spahn

Mit 21 Simmentalern ein eher grosser Betrieb. Sonja Kospeter

Papst Franziskus über Landbau und Naturbeziehung.
Nikola Patzel

Zur Sittlichkeit der Landwirtschaft.

Nancy Cardoso, vorgestellt von Jakob Weiss

Was und wer steuert Gesundheit und Krankheit?

Ernst Frischknecht

Besser kompostieren: Eine Erkundung im Kanton Zug.

Tania Wiedmer

Solidarische Landwirtschaft und rechtliche Rahmen-
bedingungen. Tina Siegenthaler



Was bedeutet für Sie „Biolandbau als Agrarkultur“?

Meine Redaktionskollegin Wendy Peter und ich führen etwas über München hinaus, um dort eine kleine Arbeitsgruppe mitzugründen: Bewegt durch die Bio-Zukunftsdebatte auch im K+P trafen sich in Freising 11 Menschen aus bäuerlichen Kreisen aus der Schweiz, Österreich und Deutschland auf dem Hof der bekannten Biobauernfamilie Braun. **Weil es wichtig ist, sich eine biobäuerliche Zukunft selber zu suchen und dafür einzustehen.** Bei den zwei Freisinger Treffen und unzähligen E-Mails und Telefonaten seit Februar ging es dann ganz schön zur Sache! Und herausgekommen ist die Erklärung „Biobäuerliche Agrarkultur im 21. Jahrhundert“, die Sie nach einmal umblättern lesen können.

Auch ohne Umblättern springt Ihnen das „Monsanto-Tribunal“ von gegenüber ins Auge. Ist dies also das Spannungsfeld, in dem wir uns bewegen: „Technik-Haie“ gegenüber „Bio-Anbauern“? Oder zeigt diese Frage nur eine unfaire Polarisierung aufgrund „irrationaler Ängste“? Sollten wir nicht besser zusammen

mit Syngenta-ChemChina und Bayer-Monsanto „ideologische Gräben überwinden und gemeinsam nach Lösungen für die Herausforderungen der Zukunft suchen“, wie es so oft und so schön heisst? **Sich der Technik ganz öffnen, ja, meint Urs Niggli vom Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL), aber die Grossindustrie brauche man dafür eigentlich nicht.** Viel besser wäre es doch, die neu auf dem Markt verbreitete Gentechnik, die er im Interview mit der Berliner „tageszeitung“ (taz) sehr lobte, gleich selber zu machen: Am FiBL oder bei der Sativa Rheinau zum Beispiel? Mit einer möglichst irgendwie umbenannten Gentechnik könne die Bio-Züchtung doch viel schneller Gutes tun als ohne.

Das glaubt dem FiBL-Direktor der Obstsortenzüchter Hans-Joachim Bannier nicht. Er warf seinem Kasseler Öko-Dozentenkollegen Prof. Niggli in einem offenen Brief **«makabre Verharmlosung» und eine oberflächliche und wissenschaftlich gesehen sehr fragwürdige Argumentation vor, die zudem den Bio-Züchtern politisch in den Rücken falle.**

Bio Suisse hingegen chillt: Hey, keinen Stress machen bitte, hiess es so etwa in ihrer Pressemitteilung. Man brauche nur zwischen Denk- und Forschungsfreiheit einerseits und den Konsumentenbedürfnissen und Bio-Richtlinien andererseits zu unterscheiden, dann sei doch alles in Ordnung. ... So geht es also gerade zu und her in unserer „Bio-Szene“, im Kampf um die mediale und gesellschaftliche Deutungshoheit, auch um die Frage, wir wir über unsere Zukunft reden. Der jahrzehntelange Biobauer Samuel Spahn aus Dietikon schickte uns seine Gedanken dazu in einem Leserbrief, anknüpfend an die Debatte auch im K+P um das sogenannte „Bio 3.0“.

Weiter erzählt in diesem Heft unser Redakteur a.D. Markus Schär aus Sambia, warum dort der traditionelle Feuer-Wanderfeldbau immer weniger taugt. Sonja Korpeter hat sehr unterschiedliche Milchviehbetriebe in Polen besucht und berichtet, wie es dort läuft. Und, zurück zum Inland, schreibt uns Hans Weiss über sein Lebensthema: Landschaft! Und zwar mit

spezieller Berücksichtigung der schwierigen Beziehungskiste zwischen frei fliessenden Gewässern und Landwirtschaft.

Und Hans Weiss' jüngerer Bruder, Jakob Weiss, zeigt uns an die letzte Nummer anknüpfend mit Nancy Cardoso, dass man über «Agrarpornografie» nicht nur reden kann, sondern auch muss, will man besser verstehen, warum bei uns agrarkulturell auch so einiges schiefgelaufen ist in den letzten Jahrzehnten. **Zu jener penetranten «Missionarsstellung in erfreulichem Gegensatz steht Papst Franziskus mit seinen erstaunlichen konkreten Forderungen einer neuen Naturbeziehung,** die wir hier bezogen auf die Landwirtschaft vorstellen.

Jetzt ist dieses Editorial fast eine Glosse geworden, drum gleich wieder zu einem scheinbar trockenem Thema: Den Fallstricken und Freiräumen der rechtlichen Rahmenbedingungen von Vertragslandwirtschaft in der Schweiz. Es lohnt sich, sich darin auszukennen, sagt Tina Siegenthaler, denn dann lässt sich solidarische Landwirtschaft trotz hierzulande unfreundlicher Rechtslage gut realisieren.

Und würde sich die Forschung doch nur besser mit dem „Eiweiss des Lebens“ auskennen, anstatt bevorzugt Technophantasien nachzujagen, meint Ernst Frischknecht. Sein Artikel über Eiweiss-Gesundheit ist eine Antwort auf die offizielle Anfrage der Bio Suisse ans Bioforum, wo wir den wichtigsten Forschungsbedarf sähen. **Denn biobäuerliche Agrarkultur im 21. Jahrhundert braucht eine gute Zusammenarbeit mit wissenschaftlicher Forschung – fragt sich nur, welcher!**

Eine anregende Lektüre wünscht mit herzlichen Grüßen im Namen des Redaktionsteams

Nikola Pögel

Das **Bioforum Schweiz** ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Konto Schweiz: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg / Schweiz, 3506 Grosshöchstetten.

Konto Deutschland: Sparkasse Ulm, Konto-Nr.: 83 254, Bio-Forum Möschberg. IBAN DE56 6305 0000 0000 0832 54, BIC-Code SOLADES1ULM

«Bioforum unterstützt das Monsanto Tribunal»

Wendy Peter. „Für eine wachsenden Anzahl von BürgerInnen in der ganzen Welt ist der amerikanische Konzern **Monsanto das Symbol für die industrielle Landwirtschaft**: eine Produktionsform, welche durch den massiven Einsatz von Chemikalien die Umwelt verpestet, den Verlust der biologischen Vielfalt beschleunigt und massiv zur globalen Erwärmung beiträgt.“ So steht es auf der Website des „Internationalen Monsanto Tribunals“, einem Kollektiv bestehend aus Umweltschützern und Juristen. Diese werden aufgrund von Verbrechen gegen die Umwelt gegen Monsanto und andere multinationale Unternehmen in einem symbolischen Prozess in Den Haag klagen.

Zu den Initianten gehören u.a. Vandana Shiva, indische Wissenschaftlerin und Umweltaktivistin. – Olivier de Schutter, ehemaliger Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen für das Recht auf Nahrung. – Marie-Monique Robin, Journalistin, Regisseurin und Schriftstellerin (u.a. Bestseller „Monsanto – mit Gift und Genen“, in 22 Sprachen übersetzt und verfilmt) – und der Schweizer Hans Herren, Gründer und Präsident von BioVision und Präsident und CEO des Millennium Institute.

Monsanto fördert ein Modell von Industrielandwirtschaft, so der Vorwurf, das weltweit **mindestens ein Drittel der anthropogenen Treibhausgasemissionen verursacht**. Die industrielle Landwirtschaft ist zu einem grossen Teil verantwortlich für die Abnahme von Bodenfruchtbarkeit und Grundwasserreserven, für Agro-Biodiversitätsverlust und Artensterben sowie weltweit für die Verdrängung von Millionen von Kleinbauern. Mit der Patentierung von Lebewesen und Saatgut bedroht dieses Modell die Ernährungssouveränität von uns allen.

Kritiker werfen Monsanto zudem vor, durch eine **systematische Verschleierungsstrategie** die durch ihre Produkte verursachten Schäden an Mensch und Umwelt zu leugnen, um ihre verheerenden Aktivitäten aufrechterhalten zu können. Zu diesen gehören u.a.: Lobbying bei den Agenturen und Regierungen, Lügen und Korruption, Finanzierung betrügerischer wissenschaftlicher Studien, unter Druck setzen unabhängiger Wissenschaftler, Manipulation von Presseorganen.



Bei Drucklegung hatte die deutsche Firma Bayer gerade 62 Milliarden Dollar für Monsanto geboten. Foto: march-against-monsanto.com

In ihrem Buch „Geraubte Ernte“¹ beschreibt die Umweltaktivistin Dr. Vandana Shiva eindrücklich, **wie eine Art Nahrungstotalitarismus entsteht**, indem eine Handvoll Konzerne die gesamte Nahrungskette kontrolliert und möglichst alle Alternativen zerstört, damit die Menschen keinen Zugang mehr zu vielfältiger, gesunder und ökologisch erzeugter Nahrung haben. Lokale Märkte werden absichtlich zerstört, um Monopole über Saatgut und Nahrungssysteme zu etablieren. Das Recht auf Nahrung, das Recht auf Sicherheit, das Recht auf Kultur – all dies wird nur noch als Handelshemmnis wahrgenommen und zerstört. Als Inbegriff der völligen Kontrolle gilt die „Terminator-Technologie“. Diese Technologie ermöglicht es, die Pflanzen gentechnisch so zu verändern, dass die Frucht der Pflanze unfruchtbar wird. So muss jedes Jahr neues Saatgut gekauft werden und verunmöglicht es den Bauern und Bäuerinnen, einen Teil der Ernte für die Aussaat im nächsten Jahr aufzubewahren.

Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts vermarktet Monsanto zahlreiche hochgiftige Produkte, die Krankheit oder Tod von Tausenden von Menschen verursachten und die Umwelt dauerhaft schädigten.

Das Monsanto Tribunal wird vom 14. bis zum 16. Oktober 2016 in Den Haag stattfinden. In dessen Verlauf werden die gegen Monsanto erhobenen Vorwürfe zusammengetragen und die verursachten Schäden evaluiert. Das Tribunal wird sich auf die im Jahre 2011 verabschiedeten „UNO-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte“ stützen und wird untersuchen, ob sich das Römer Statut, auf dem der Internationale Strafgerichtshof der

UNO seit 2002 beruht, reformieren liesse und Ökozid als Verbrechen darin aufgenommen werden kann. Es solle auch zivilgesellschaftlichen Akteuren möglich sein, natürliche und juristische Personen, welche unter Verdacht stehen, ein solches Verbrechen begangen zu haben, zur Verantwortung zu ziehen.

Das Bioforum Schweiz hat als unterstützende Organisation die zivilgesellschaftliche Initiative „Monsanto Tribunal“ unterzeichnet (www.monsanto-tribunal.org). ●

«Konzerne beherrschen die weltweite Lebensmittelproduktion»

Saatgut-Marktführer Monsanto wurde 1901 in den USA gegründet. Erstes Produkt war das künstliche Süssmittel Saccharin. Danach entwickelte sich die Firma zu einem der grössten Chemieproduzenten der USA und stieg nach dem Zweiten Weltkrieg in die Pestizidproduktion ein. Monsanto verursachte Millionen von Vergiftungen durch die Produktion von mit Dioxin versetztem Agent Orange, einem Entlaubungsmittel, welches von US-Truppen im Vietnam-Krieg eingesetzt wurde. 1976 lancierte Monsanto das Unkrautvernichtungsmittel Glyphosat, welches schnell zur wichtigsten Einnahmequelle der Firma und zum weltweit am meisten verkauften Herbizid avancierte. Mit der Saatgutproduktion begann Monsanto in den 80er-Jahren und entwickelte Gentech-Soja, das gegen Monsanto's eigenes Herbizid Round up (Glyphosat) resistent ist. Heute beherrscht Monsanto 90 % des Marktes für Gentech-Saatgut. Unzählige Übernahmen machten Monsanto in wenigen Jahren zum grössten Saatguthersteller weltweit. Mit der Übernahme von Seminis, dem weltgrössten Produzenten von Gemüsesaatgut für 1,4 Milliarden USD im Jahr 2005, wurde Monsanto auf einen Schlag auch bei Gemüsesaatgut-Marktführer. (Quelle: EvB Dokumentation „Agropoly – wenige Konzerne beherrschen die weltweite Lebensmittelproduktion“.)

¹ Vandana Shiva „Geraubte Ernte“ Biodiversität und Ernährungspolitik, Rotpunktverlag Zürich 2004

Biobäuerliche Agrarkultur im 21. Jahrhundert

Dies ist ein Diskussionspapier über unser bäuerliches Selbstverständnis. Es geht um die Grundlagen biobäuerlicher Agrarkultur. Hiermit rufen wir die Bäuerinnen und Bauern auf, sich ihre Meinung über ihre Zukunft wieder mehr selber zu bilden.

Sepp Braun, Peter Müller, Sabine Obermaier, Sepp Ortner, Nikola Patzel, Hermann Pennwieser, Wendy Peter, Christine Pichler-Brix, Ludwig Rumetshofer, Kaspanaze Simma, Josef Wetzstein.¹

Biolandbau ist eine Agrarkultur, also mehr als eine landwirtschaftliche Verfahrenslehre und ein Zertifizierungsmodell.

Biolandbau ist auch ein Prozess des ökologischen und sozialen Wandels. Er stellt auch die Frage der sozialen Gerechtigkeit und Naturgerechtigkeit vor Ort und weltweit. Biolandbau erzeugt gesunde, sozial fair und gegenüber der Natur respektvoll produzierte Lebensmittel. Dies soll allen „Bio-Anbauern“ ein gutes Auskommen ermöglichen: in der Landwirtschaft, im Gartenbau, mit der Züchtung und allen verwandten Bereichen.

Wir tragen Verantwortung für die Natur, die Tiere und auch gegenüber der Gesellschaft, welche zugleich aber auch Verantwortung für uns trägt. Wir können auch mit der Biolandwirtschaft nicht im jetzigen Agrarsystem weitermachen, wenn wir den Herausforderungen der Landwirtschaft des 21. Jahrhunderts gerecht werden wollen.

Fürsorge und Mitgefühl gegenüber den Menschen und der Natur tragen wir alle genauso in uns wie das Potenzial zu Ausbeutung und Zerstörung. **Wir haben alle eine Urquelle von Ethik in uns**, unabhängig davon, ob wir einer Religionsgemeinschaft angehören oder nicht. Aus diesem Bereich kamen seit der Gründerzeit immer wieder ganz wichtige Impulse zur Entwicklung des Biolandbaus.

Der Biolandbau wie auch die Bewegungen für Ernährungssouveränität und Agrarökologie haben ein ökologisch und sozial gerechtes Lebensmittel- und Landwirtschaftsmodell als Kernanliegen und das verbindet uns.



Boden

Foto: Michaela Braun

1. Systemwechsel und Umkehr beim „Strukturwandel“

Biobäuerliches Wirtschaften im 21. Jahrhundert braucht ein agrarpolitisches System, das unsere Prinzipien respektiert und die Realisierung unserer Wirtschaftsweise abseits einer globalisierten Konkurrenzökonomie ermöglicht. Für uns ist es keine Option, auf die

gewaltigen Probleme der globalisierten Konkurrenzökonomie und der forteilenden technischen Innovation mit noch mehr Rationalisierung und noch rasenderem Technologiefortschritt zu reagieren.

Gegenwärtig sind wir Biobäuerinnen, -bauern und Gärtner/-innen sehr in unserer Freiheit eingeschränkt. Das liegt vor allem am gewaltigen Druck des industriellen Paradigmas und der Konkurrenz-Ideologie globaler Märkte. Zudem sind wir einer Menge gesellschaftlicher Ansprüche ausgesetzt, die zueinander widersprüchlich sind.

Als Bäuerinnen und Bauern haben wir keine Angst vor natürlichen Absterbe-Prozessen als Teil der Lebenskreisläufe. Es wäre wohl in einigen Bereichen eine Rückführung auf ein menschliches Mass angesagt. „Wachsen oder Weichen“ war das Credo der Agrarpolitik der letzten 50 Jahre und führte zu einem Fortschreiten der Industrialisierung der Landwirtschaft. Diese hat nicht zur Überwindung der Hungerkrise beigetragen, sondern diese vielmehr verschärft. Bäuerliche Landwirtschaft ist für uns nicht eine Frage der Grösse, sondern der Form und Qualität der Bewirtschaftung. Biobäuerliche Landnutzungssysteme finden je nach Betriebstyp, regionalem Kontext, naturräumlicher und sozio-kultureller Situation ihre optimale Grösse selber.

Eine Wirkung unserer Wirtschaftsordnung ist, die Menschen aus der Landwirtschaft wegzurationalisieren. In den letzten 10 Jahren sank die Anzahl der Höfe in Europa um 25%. Dadurch gehen dörfliche soziale Strukturen, Multifunktionalität der Landwirtschaft und eine Vielzahl von Arbeitsplätzen verloren. Deshalb braucht es erstmal zum Ausgleich eine Gegenbewegung, im Klartext: **„Das Land braucht mehr Bäuerinnen und**

¹ Die Autor(innen) haben diese Erklärung von Februar bis Mai 2016 erarbeitet. Sie nennen sich „Freisinger Kreis“: Nach dem Ort zweier Zusammenkünfte auf dem Hof von Sepp und Irene Braun in Freising (Bayern), und wegen der Symbolik des Namens „Frei-Singer“. Sie kommen aus biobäuerlichen Kreisen in der Schweiz, Österreich und Deutschland.

Bauern!“ Auch wieder mehr landwirtschaftsnahe Handwerker, Verarbeiter und Händler. Wir wollen mehr Menschen, also mehr Hände, Herzen und Hirne pro Hektar. Gute Landbewirtschaftung trägt vielfältige Potenziale zum guten Leben und zum entsprechenden sozial-ökologischen Umbau unserer Gesellschaft in sich. Die Weiterentwicklung des Biolandbaus und der Landwirtschaft in ihrer Gesamtheit braucht die Gestaltung eines grundlegend geänderten Systems. Diese Änderung hat auch wirtschaftsstrukturelle und kulturelle Seiten.

2. Grundsätze unserer biobäuerlichen Arbeit

1. Die Natur ist unsere grosse Lehrmeisterin! Sie zeigt uns mit ihrer Lebens- und Wirtschaftskunst täglich, wie der Kreislauf der Lebenskräfte effizient und wiederherstellungsgerecht stattfindet. Durch möglichst geringe Eingriffstiefe wollen wir den Eigenwert und das Wesen ebenso wie die Schönheit allen Lebens achten. Als landwirtschaftlich und gärtnerisch arbeitende Menschen suchen und finden wir vertrauensvoll die Partnerschaft mit der Natur. In der Lebensvielfalt der Agroökosysteme und in unserer persönlichen Arbeit und Aufmerksamkeit sehen wir den besten Weg für eine langfristig erhaltene Bodenfruchtbarkeit und für hohe Gesamterträge. Deshalb führt beste kleinflächige Land- und Gartenwirtschaft zu überlegener Produktivität. – Technologien wie Gentechnik (einschliesslich der neuen CRISPR/CAS-Methoden) sind für uns keine Option. Wir halten diese zutiefst eingreifenden Manipulationen für überflüssig und nicht vereinbar mit unserem respektvollen und vorsichtigen Umgang mit der Natur.

2. Einen besonderen Stellenwert hat für uns die Mensch-Tier-Beziehung. Deshalb wollen wir unsere Tiere entsprechend ihrer Bedürfnisse und ihrer Würde gut behandeln: von ihrer Zeugung bis zu ihrem Tod (Schlachtung). Die Achtung vor dem Tier zeigt uns die nötigen Grenzen zum radikalen Eigennutz-Ansatz, der das Tier nur als einen ‚Produktionsfaktor‘ oder ein ‚Produkt‘ ansieht und entsprechend dann von ‚Tierproduktion‘ spricht. Deshalb möchten wir nicht nur unsere Art des Umgangs mit den Tieren hinterfragen, sondern auch, wie viele Tiere auf einmal wir anständig halten können. Wir finden es unethisch, einen hohen Fleischkonsum u.a. durch Naturzerstörung und Bauernvertreibung in südlichen Ländern zu erkaufen.

3. Lebenskreisläufe sind es, aus denen Landwirtschaft ihren realen Ertrag gewinnt. Deren Erhaltung und somit die stetige natürliche Wiederherstellung von Lebenskraft ist unser Grundprinzip. So kann in produktiven Symbiosen natürliche Bodenfruchtbarkeit erhalten und dauerhaft ein guter Gesamtertrag gewonnen werden. Zur Systemsicht der Landwirtschaft müssen auch wieder die Stoffflüsse in die Haushalte gehören – und die Möglichkeit der Wiedergewinnung von Nährstoffen.

Das Denken in Kreisläufen – statt nur zielgerichtet Einzelerträge zu optimieren – weist auch dem Ackerbau einen Weg, mehr gärtnerisch und vielleicht sogar waldgärtnerisch zu denken. Wir dürfen auch klassische Struktu-



Pflanze

Foto: Michaela Braun

ren infrage stellen und wollen dann neue finden. Dies alles braucht eine ausreichende Überschaubarkeit und Zuwendung, um ein Gefühl für den Boden und die Lebenszusammenhänge zu behalten.

Bei Problemen wollen wir Symptome nur im Notfall eindimensional bekämpfen. Unsere Methode ist, auch komplexe Zusammenhänge zu beobachten oder zu spüren, damit wir ganzheitlicher auf diese reagieren können. Wir verstehen uns als Teil und nicht als Herrscher der Natur. Wir wollen Agroökosysteme mitgestalten, aber wir müssen dabei nicht alles Wesentliche zwanghaft im Griff haben und immer „die Natur verbessern“ wollen.

4. Biolandbau bedeutet für uns auch, die Landwirtschaft wieder konsequent in eine solare Kreislaufwirtschaft umzubauen.

Immer, wenn die Sonne während der Vegetationsperiode scheint, sollen grüne Pflanzen auf dem Acker stehen, die die Sonnenenergie speichern. Wir wirtschaften nach dem Vorbild der Natur und entwickeln die Landwirtschaft über die ökologische Beschränktheit der Monokulturen hinaus zu einer vielfältigen Landwirtschaft. Sonnenenergienutzung über Pflanzen kann auch durch lokale Solartechnik und andere natürliche Energiegewinnung ergänzt werden.

Gute Landbewirtschaftung verbindet einfühlsam die Vielfalt agrikultureller Zugänge mit dem natürlichen Kreislauf der Lebenskräfte. Sie setzt die erneuerbaren Energien aus Sonne, Wasser, Bodenleben, Pflanzen, Tieren und

menschlicher Arbeit und Aufmerksamkeit ein, um daraus Lebensmittel im weitesten Sinn herzustellen.

Unser natürlicher Reichtum an diesen landwirtschaftlichen Lebenskräften ermöglicht es uns, den Fremdstoffeintrag und Bodenschätzeverbrauch deutlich zu verringern. Damit wird Landwirtschaft vom Verbraucher von Fremdenergie und Hilfsmitteln zu einem Sonnenenergiegewinner, der ganz von erneuerbaren Energien lebt, und zum orientierungsstarken Vorbild für andere Wirtschaftszweige. Es kann auch ohne das klimaschädliche Öl gehen. Wir nehmen unsere Verantwortung wahr, unsere Vision ernst und setzen verstärkt auf erneuerbare Energiequellen. Dies braucht eine für nachhaltige Energiewirtschaft geeignete Landwirtschaftsstruktur und -technik.

5. Lebensmittelqualität darf anders und tiefer als heute üblich verstanden werden. Qualität bedeutet für uns mehr als die messbaren Eigenschaften des ‚Endprodukts‘: Wenn wir vom Boden leben, dann spielen dessen Eigenschaften natürlich für unsere Ernährung und Gesundheit eine Rolle. Die Nahrungskette ist mehr als das Durchreichen von Kilojoule oder Zucker und Stickstoff, denn hier werden auch komplexe Nährstoffe und Molekülstrukturen weitergegeben. Es werden nicht nur einfache Elemente, sondern auch grosse organische Verbindungen bis hin zu RNA-Stücken (das sind Erbgut-steuernde Eiweisse) durch die Nahrungskette hindurch vermittelt. Zum Beispiel ändert sich in Pflanzen die Tätigkeit ihrer Gene aufgrund aus dem Boden aufgenommenener RNA. Diese sogenannte Epigenetik gehört zur Selbstregulation der Natur und diese wollen wir fördern. Es ist weder nötig noch zielführend, mit technischer Genmanipulation hier einzugreifen. Lebensmittelqualität schliesst die Herkunft und Vorgesichte unserer Lebensmittel mit ein!

6. Zu einer biobäuerlichen Agrarkultur im 21. Jahrhundert gehört auch eine veränderte landwirtschaftliche Ausbildung. Lehrlinge und Studierende der Landwirtschaft sollten mehr dazu angeregt werden, sich während ihrer Ausbildung auch offen mit ihrem bäuerlichen Selbstverständnis auseinanderzusetzen. Wir sind überzeugt, dass der Biolandbau eine klare Alternative zur gängigen „Wachsen-oder-Weichen“-Ideologie ist. Wichtig für die Ausbildung ist auch, eine geübte und sensible direkte Wahrnehmung des Bodens, der Pflanzen und Tiere zu entwickeln, nicht nur Wissen über Maschinen und Rentabi-

litätsrechnungen zu vermitteln. Der bäuerlich biologische Landbau im 21. Jahrhundert braucht auch weiterführende Forschungsk Kooperationen. Wir wollen mit den Fakultäten auf Augenhöhe zusammenarbeiten und zwar bereits bei der Auswahl von Forschungsfragen und der zu diesen und zur realen Natur passenden Forschungsmethoden, z.B. auf den Höfen.

3. Wirtschaft(en) ist eine soziale Aktivität

1. Neue Formen des Wirtschaftens müssen entwickelt werden, denn die bisherige verursacht einschneidende Schäden in allen Lebensbereichen. Es kann z.B. nicht sein, dass durch unsere Formen von Landwirtschaft und Konsum Menschen in anderen Regionen dieser Welt die Existenzgrundlage entzogen wird. Die agrarpolitische Förderung muss mehr auf regionale Wirtschaftskreisläufe ausgerichtet werden, anstatt auf Anpassung an den anonymen Weltmarkt. Hiermit verbunden sehen wir die Bedeutung örtlicher Gemeinschaften. Solidarität zwischen und Solidarisierung mit Bauern und Bäuerinnen weltweit ist uns wichtig. Dem Einzelkämpfertum der Höfe und der Konkurrenz der Agrarwirtschaftsräume darf nicht weiter Vorschub geleistet werden. Wir wollen auch unsere bäuerliche Selbstorganisation einschliesslich der Verbandsstrukturen weiterentwickeln. Auch naheliegende Verarbeiter, Händler und Handwerker sollen wieder gefördert und regionale Netzwerke aufgebaut werden. – Die Realisierung dieses Zieles auch mit Hilfe einer stark veränderten Agrar- und Wirtschaftspolitik könnte viele neue und interessante Arbeits- und Lebensplätze, insbe-

sondere auch für jüngere Leute, eröffnen. Die Selbstausbeutung hat zum Teil unter den Biobauern und Biobäuerinnen, im Bio-Gartenbau usw. besorgniserregende Ausmasse angenommen. Die biobäuerliche Landwirtschaft ist auch offen für neue Formen wie CSA (solidarische oder Vertragslandwirtschaft) und ausserfamiliäre Hofübergabe.

2. Handel und ‚Markt‘ sind im Prinzip sehr wichtige Partner der Bäuerinnen und Bauern.

Allerdings herrscht zurzeit noch allzu oft aufgrund systemarer Zwänge des Marktes ein ungerechtes und schädliches Machtgefälle zwischen den handelnden Akteuren. Dem wollen wir mit einer engen Partnerschaft von Handel und Verarbeitung mit den Erzeugern begegnen. Deshalb braucht es eine Neudefinition, ja eine Neuverhandlung dieser Partnerschaft auf Augenhöhe unter Einbindung aller Akteure: Bauernschaft, Handwerk, Handel und der jeweils örtlichen Bevölkerung. Demokratiekompatible Wirtschaftsstrukturen sind wichtig. Im Ernährungsbereich sollte nicht die Profitmaximierung privatwirtschaftlicher oder staatlicher Akteure das oberste Ziel sein. Stattdessen sehen wir es als gesellschaftliche wie auch privatwirtschaftliche Aufgabe an, gesunde, qualitativ hochwertige und leistbare Lebensmittel weltweit jeweils aus möglichst naheliegender Quelle zur Verfügung zu stellen. Und gleichzeitig der bäuerlichen Bevölkerung, dem Handwerk und Handel ein „Einkommen zum Auskommen“ zu ermöglichen. Viele Formen der Direktvermarktung, der solidarischen Landwirtschaft und genossenschaftlichen Kooperation von Erzeugern und Verbrauchern sind für die Weiterentwicklung des Biolandbaus hilfreich. Im Vordergrund stehen für uns die regionalen Wirtschaftskreisläufe; der weltweite Handel kann diese ergänzen. Nicht zuletzt im Angesicht der Klimakrise müssen bzw. sollen Transportkilometer und Fernversorgung weniger werden. Für eine neue Partnerschaft biobäuerlicher Erzeugung mit der Agrarwirtschaft und Gesamtwirtschaftsordnung verschiedener Ebenen benötigen wir klare Rahmenbedingungen, Regulierungsmechanismen, Förder- und Anreizsysteme. Von sogenannten „Freihandelsabkommen“ wie TTIP, TPP, CETA oder diversen bilateralen Wirtschaftspartnerschaftsabkommen (EPAs) muss Abstand genommen werden. Diese führten durch angeheizten Wettbewerb und industrielle Logik zu Verdrängungsprozessen und somit langfristig zum Niedergang (bio)bäuerlicher Landwirtschaft.



Tier

Foto: Michaela Braun



Mensch

Foto: Hermann Pennwieser

3. Wesentlich sind für uns Solidarität und globale Gerechtigkeit als gelebte Werte weltweiter Wirtschaftsordnung, um unserem Machttrieb soziale Grenzen zu setzen und der fortschreitenden Zerstörung unserer Mitwelt Einhalt zu gebieten.

Gewaltige Ungleichverteilung von Kapital, Landbesitz sowie Land- und Wasserzugang haben die soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit global verschlimmert und sind dadurch mitverantwortlich für Hunger und Armut.

Die verschiedenen Ausprägungen von Land Grabbing verschärfen diese soziale Ungleichheit weltweit. Deswegen muss die Aneignung fruchtbaren Landes in den Ländern des globalen Südens wie auch die zunehmende Landkonzentration in den Händen weniger in unseren Breiten gestoppt werden! Kleinräumige, biologische Landwirtschaft mit geringem Kapitaleinsatz produziert einen deutlich höheren Nährwert pro Hektar als industrielle Landwirtschaftsformen. Daher sind Landreformen und ein gerechter Zugang zu Wasser, Kapital und Handwerkszeug wesentliche Instrumente für die Ursachenbekämpfung von Hunger und Armut.

Wir halten auch die zunehmende Anwendung von im Norden definierten Label-Standards auf „Produzenten“ im Süden für zwiespältig. Es besteht dort neben ganz vielen positiven ökologischen und sozialen Entwicklungen auch die Gefahr, dass die Zusatzwertschöpfung wieder vor allem im Norden bleibt, der Marktzugang an teure Zertifizierungen geknüpft wird und lokale

Märkte ausgeblutet werden. Deswegen sind fairer Handel und biologischer Landbau für uns untrennbar miteinander verbunden.

Die Finanzialisierung alles Lebendigen ist ein tragischer Irrweg. Anstatt den Wettbewerb und die Konkurrenz zur obersten Maxime zu erheben, soll Solidarität und ein „gutes Leben für alle“ in den Vordergrund rücken. Zahlreiche Einzelforderungen zum Umbau der Wirtschaftsstruktur ergeben sich aus unseren Grundwerten. Es gibt viele gemeinsame Bedürfnisse der Menschen auch trotz ihrer unterschiedlichen Kulturen.

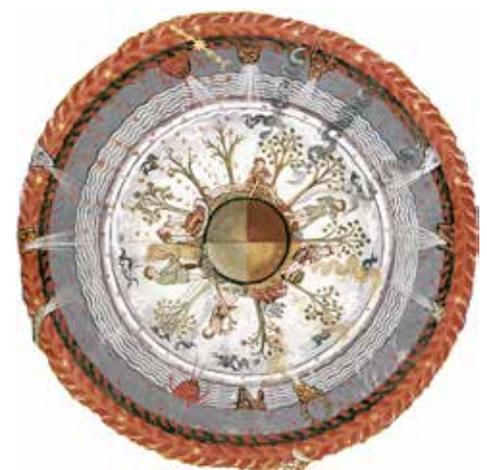
4. Resümee

Unsere Einstellung, die uns Orientierung gibt, ist: Wir respektieren die Würde der Kreatur, auch unserer domestizierten Pflanzen und Tiere. Wir bewundern die Kreativität und Selbsterhaltungsfähigkeit der Ökosysteme, auch derer, die wir nutzen. Wir widerstehen dem Macht-Wunsch, das Leben neu zu konstruieren oder es programmieren zu wollen, als seien die Lebewesen Maschinen oder Computer. Wir fühlen uns als Teil der Natur, getragen im Fluss des Lebens.

Wir setzen unsere Intelligenz und Beziehungsfähigkeit, unseren Forschungs- und Entwicklungsdrang für ein liebevoll tragfähiges Zusammenleben mit der Natur ein, deren bewusstester Teil wir sind. Wir suchen Antworten und Wege im Dialog mit der Natur, die unendlich viel mehr weiss als alle Bauern, Wissenschaftlerinnen und Smartphone-Apps zusammen.

Unsere Forderungen zusammengefasst:

1. Die Natur ist die grosse Lehrerin unserer agrarkulturellen Entwicklung.
2. Die gegenwärtige Bauernvertreibung vom Land (durch strukturelle Gewalt) muss gestoppt werden. Das Land und unsere Agrarkultur brauchen wieder mehr Menschen.
3. Unsere biobäuerliche Wirtschaftsweise muss an die Erneuerbarkeit der Lebenskräfte, die Würde der Kreatur und eine solare Energiewirtschaft angepasst sein.
4. Wir wollen die gesellschaftlichen Vorstellungen von Lebensmittelqualität ganzheitlicher weiterentwickeln.
5. In der Lehre und Forschung ist der biobäuerlichen Landwirtschaft der Vorzug gegenüber der industriellen zu geben.
6. Neue, tragfähig faire Geschäftsbeziehungen mit Händlern, Verarbeitern und Käufern müssen gefunden werden.
7. Wir sind für Ernährungssouveränität als wesentlichem Beitrag für globale Gerechtigkeit.



Ganzheitlichkeit

Bibliothek Lucca

FeuerbäuerInnen in der Krise

Warum der Brandrodungswanderfeldbau in Sambia zu Bodendegradierung und Unterernährung führt und den Klimawandel fördert

Markus Schär. Es war im Jahr 2008, als sich die VerfechterInnen einer kleinbäuerlichen und ökologischen Landwirtschaft (zu denen sich auch der Autor zählt) in ihrer Überzeugung offiziell bestätigt sahen. Der renommierte Weltagrarrat IAASTD hatte im Kontext der Entwicklungsdebatte ein umfassendes Gutachten zu bäuerlichem, wissenschaftlichem und technologischem Wissen über Landwirtschaft veröffentlicht. Darin wurden die KleinbäuerInnen als die wichtigsten ErnährerInnen der Welt bezeichnet – auch für die Zukunft. Betreffend der Frage nach dem einzuschlagenden Weg bei der Agrarsystemförderung zog das Gremium ein unmissverständliches Fazit: „Weiter-wie-bisher“ sei keine Option. Also Schluss mit der Chemiekeule-, Hightech- und Gentech-Landwirtschaft. Stattdessen solle agrarökologischen Ansätzen zum Durchbruch verholfen werden.

Zu den Irrtümern, Kurzschlüssen und Verfehlungen der industriellen, petrochemischen Landwirtschaft hat die Biobewegung Wichtiges gesagt. Vieles davon ist heute wissenschaftlich bestätigt. Was aber ist mit den traditionellen Formen der Landwirtschaft, wie sie in vielen „Ländern des Südens“ immer noch vorherrschen? **Finden wir hier den harmonischen Urzustand zwischen Mensch und Natur, nach dem wir uns sehnen?** Wirtschaft-

ten die „südlichen“ KleinbäuerInnen, die nicht von der Grünen Revolution „vergiftet“ wurden, ökologisch nachhaltig? Und vor allem: Können sie sich und die wachsende Bevölkerung mit den traditionellen Landbaumethoden heute und in Zukunft ernähren?

Man kann diese Fragen nicht allgemein beantworten – zu vielfältig und unterschiedlich sind die Wechselwirkungen zwischen Landbausystemen, Bevölkerungsentwicklung und Klima in den „südlichen Ländern“. Dennoch und bei aller Sympathie für Traditionelles und für die kleinbäuerliche Landwirtschaft: eine Romantisierung der KleinbäuerInnen im „Süden“ ist fehl am Platz. Es geht nämlich manchenorts um nicht weniger als um Hungerbekämpfung und ums nackte Überleben von Menschen.

Unterernährung in einer Agrargesellschaft

Sambia hat reichlich Ackerland und übers Ganze gesehen eine tiefe Bevölkerungsdichte: auf der 18-fachen Fläche der Schweiz leben rund 14 Millionen Menschen. Rund 80 % der Erwerbstätigen haben ihre Existenzgrundlage in der Landwirtschaft. In Anbetracht der klimatischen und topographischen Voraussetzungen könnte Sambia eine Kornkammer für die wachsende Bevölkerung im südlichen Afrika sein. Doch die kleinbäuerliche Landwirtschaft Sambias serbelt. Schlimmer noch: Laut dem

Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen sind 48 % der Menschen in Sambia unterernährt, eine der höchsten Raten weltweit. Wie in anderen Ländern des Südens ist auch in Sambia die sich in der Überzahl befindende Landbevölkerung am schlimmsten von der Armut betroffen.

Abgesehen von den fruchtbaren Flusstälern sind die Böden Sambias von Natur aus sauer und nährstoffarm. Die alten, verwitterten und oft sandigen Böden enthalten nur wenig organisches Material und begünstigen die „Miombo“-Waldsavanne, ein Vegetationstyp mit weitständigen, schirmförmigen Bäumen und geringem Unterholz. **Ackerbau ist auf diesen verwitterten Böden eine Herausforderung:** Der Humus wird durch die teils heftigen Regenfälle im Sommer immer wieder weggeschwemmt, die Nährstoffe werden ausgewaschen. Dass sich auf den Böden Sambias dennoch gute Erträge erzielen lassen, beweisen nicht nur die grossmehrheitlich weissen, kommerziellen Grossfarmer mit ihren agrochemischen „Zaubermitelchen“. Auch das Kasisi Agricultural Training Centre (KATC) und der Grassroots Trust, die auf ihren Farmen **mit agrarökologischen Methoden Biolandbau betreiben, fahren gute Ernten ein.**

Landwirtschaft mit Armutsgarantie?

Ein traditionelles Landbausystem, das insbesondere unter den bantustämmigen Volksgruppen im niederschlagsreichen Norden Sambias weit verbreitet ist, wird „Chitemene“ genannt. „Chitemene“ ist ein Begriff aus der Sprache der Bemba, bedeutet „Ort, wo Äste für einen Garten abgeschlagen wurden“ und bezeichnet eine Landwechselwirtschaft mit Brandrodung. **Auf einem ein bis zwei Hektar grossen Stück „Miombo“-Waldsavanne schlagen die Bauern mit der Axt die Äste der Bäume ab.** Die kurzen Hauptstämme mit den Wurzelstöcken bleiben im Boden. Anschliessend werden die Äste in der Mitte der Abholzung („Large Circle“) oder in Haufen verteilt („Small Circle“) aufgeschichtet und gegen Ende der Trockenzeit verbrannt. So fällt Asche an, die den in der Regenzeit angebauten Mais – in Sambia das Grundnahrungsmittel schlechthin – oder Maniok („Cassava“) etwas düngt. Vor allem



Zu häufige Brandrodung mit Potholing-Anbau (Nordprovinz).

Foto: Daniel Kalala, KATC

aber neutralisiert die Asche für kurze Zeit die überwiegend sauren Böden. Dies ist für die Mobilisierung einiger Pflanzennährstoffe wichtig und hemmt zugleich die Freisetzung toxisch wirkender Elemente wie Aluminium und Mangan.

Nach zwei bis drei Jahren Feldbau mit Feuer, Hacke und Pflug ist der Boden jedoch „tot“: die Nährstoffe wurden von den Starkzehrern Mais und Maniok „aufgebraucht“ und durch die starken Regenfälle ausgewaschen, das organische Material wurde weggespült, das Bodenleben ist erschöpft. **Um sich regenerieren zu können, muss das Land für 20 bis 25 Jahre brachliegen.** Während dieser Zeit können die Bäume wieder ausschlagen und nachwachsen. Die aufkommende Vegetation bindet Kohlenstoff und Stickstoff und bildet erneut die Grundlage für den Ackerbau.

Die zur Erholung des Bodens notwendige, lange Brachezeit bringt es mit sich, dass die Bauern immer wieder „Miombo“-Waldsavanne roden. Das „Chitemene“-Ackerbausystem ist deshalb sehr extensiv und funktioniert nur bei auf tiefem Niveau konstant bleibender Bevölkerungsdichte. **Sambias Bevölkerung aber wächst. Und die meisten Bauernfamilien leben entlang der wenigen Strassen.** Oftmals wird die Feldarbeit von den Frauen verrichtet – sie gehen zu Fuss auf den Acker, tragen ein Kind am Rücken und auf dem Rückweg zusätzlich gebündeltes Brennholz auf dem Kopf. Die Äcker können also nicht allzu weit weg von den Häusern liegen.

Folglich nimmt die Übernutzung der Ackerflächen rund um die Siedlungsflächen proportional zum Bevölkerungsdruck zu. Die Bauern verkürzen den „Chitemene“-Zyklus, indem sie die Zeit der Brache reduzieren. Nach ein paar wenigen Jahren wird das Land bereits wieder gerodet und mit Mais, Maniok, Sorghum oder Fingerhirse bebaut. Der sich beschleunigende Rhythmus hat einen verhängnisvollen Abwärtstrend zur Folge: der Boden gibt immer weniger her, die Ernten fallen jährlich geringer aus – eine Landwirtschaft mit „eingebauter Armutsgarantie“ (Thomas Kruchem).

Wenn das Klima den BäuerInnen auf den Magen schlägt

Weil die meisten Familien allein vom „Chitemene“-Ackerbau nicht leben können, sind viele Bauern unter anderem auch Köhler: sie fällen Bäume, errichten Meiler und produzieren Holzkohle. In Sambia wird überwiegend mit Holzkohle und Brennholz gekocht. 70 Prozent der verbrauchten Energie wird mit

Holz gedeckt. So kommt es, dass das Land die weltweit fünfthöchste Entwaldungsrate pro Kopf aufweist. Die Holzkohleproduktion und der intensivierte „Chitemene“-Landbau tragen zur fortschreitenden Zerstörung des Waldes bei, setzen massiv CO₂ frei und heizen das Klima an. Zudem, so zeigen Forschungsergebnisse, **absorbieren Russpartikel, die durch Brandrodung und Buschfeuer freigesetzt werden, Sonnenstrahlung und machen die Atmosphäre dadurch wärmer und trockener.**

Alles greift ineinander, hat Rückkopplungseffekte: Der Klimawandel führt zu unregelmässigen Niederschlagsmustern, sodass das überlieferte Wissen, wann ausgesät werden soll, immer weniger taugt. Kollegen am KATC, die KleinbäuerInnen beraten, erzählen, dass sie oft gefragt werden, wann ausgesät werden soll. Sie sind selber auch ratlos. Vom richtigen Zeitpunkt der Aussaat, bezogen auf das Einsetzen des Sommerregens, sowie von regelmässigen Regenfällen während der Wachstumsphase hängt aber der Maisertrag ab. Dürren und Missernten setzen den KleinbäuerInnen arg zu – sie spüren den Klimawandel ganz drastisch: im Magen.

Rinder als Sparschweine

Eine Ergänzung oder Alternative zum Ackerbau, die zur Ernährungssicherung beitragen könnte, wäre die Viehwirtschaft. Sambia hat weite natürliche Weideflächen (auf denen in der trockenen Hitzezeit immer wieder Buschfeuer brennen). Im Norden des Landes, also da, wo der „Chitemene“-Landbau praktiziert wird, ist die Rindviehhaltung aber eher unüblich. In der Südprovinz hingegen gibt es zahlreiche BäuerInnen, die traditionell Rinder züchten. Allerdings setzen sie ihr Vieh wirtschaftlich kaum inwert. **Ochsen dienen als Zugtiere und Kühe haben in erster Linie einen sozialen und kulturellen Wert:** ihr Besitz verleiht Prestige und Respekt. Kühe sind zudem eine Art Versicherung für Notfälle und spezielle Anlässe. Fällt eine Ernte aus, kann das Schulgeld für ein Kind nicht bezahlt werden, muss eine teure medizinische Behandlung vorgenommen werden oder steht eine Hochzeit bevor, dann – und nur dann – verkauft der Bauer ein Tier. Die meisten Kühe stammen von lokalen Rassen ab: Boran, Angoni, Barotse, Tonga. Sie sind zwar angepasst und genügsam, geben aber relativ wenig Milch. Gemolken wird meist nur für den Eigenbedarf. Dies obwohl die Beispiele vereinzelter MilchbäuerInnen zeigen, dass eine lokale Nachfrage nach Milch und Sauer-

milch („Lacto“) vorhanden wäre. Ein Problem stellen auch Rinderkrankheiten dar, die von Zecken oder Tsetse-Fliegen übertragen werden. Epidemische Ausbrüche können ganze Herden dahintraffen. Die tiermedizinische und pharmazeutische Versorgung auf dem Land ist miserabel und die traditionelle Naturmedizin hilft nicht gegen alles. Den KleinbäuerInnen fehlt es zudem oft an Wissen über die Zusammenhänge zwischen Fütterung, Gesundheit, Fruchtbarkeit und Leistung. Und sie können es sich nicht leisten, einen Zuchtbullen zu kaufen, der gute Milchleistungen vererbt.

Auch das Potential von Viehdung für den Ackerbau wird kaum genutzt. Es wäre ein Leichtes, die Kuhfladen aus dem Nachtgehege einzusammeln und mit Ernterückständen oder Laub unter einem vor Sonne und Regen schützenden Grasdach zu Mist verrotten zu lassen. Kuhmist würde den mageren Ackerböden organisches Material zuführen und dem Mais Nährstoffe liefern. Stattdessen versuchen viele KleinbäuerInnen von der sambischen Regierung subventionierten Kunstdünger zu ergattern. Kurzfristig kann der Ertrag mit Harnstoff- oder Ammonsalpeter zwar gesteigert werden. Doch langfristig wird der Boden durch den Kunstdünger noch mehr ausgelaugt.

Was tun in dieser vertrackten Situation? Woran sich orientieren, wenn die überlieferte Landwirtschaftsweise den neuen Herausforderungen nicht mehr gerecht wird? In einer der nächsten Ausgaben von K+P soll diesen Fragen im Kontext Sambias nachgegangen werden. ●

"Eine Molkerei für Kasisi"

Markus Schär ist Biolandwirt/Äpler/Geograf und leistet am Kasisi Agricultural Training Centre (KATC) in Sambia einen Freiwilligeneinsatz im Rahmen der „Personellen Entwicklungszusammenarbeit“. Das KATC ist ein biolandwirtschaftliches Ausbildungszentrum für KleinbäuerInnen. Ein Ziel des Einsatzes von Markus Schär besteht im Aufbau einer Hofmolkerei zur Verarbeitung und Direktvermarktung der hofeigenen Milch. Um den Umbau und die Einrichtung für die Milchverarbeitung finanzieren zu können, hat Markus Schär für das KATC eine Crowdfunding-Aktion lanciert.

Infos und Spendenmöglichkeit unter: <https://is.gd/fMXFXc>

Wie geduldig ist die Natur?

Das Verhältnis der Landwirtschaft zum Boden und zu Gewässern – gestern und heute

Hans Weiss. „Die Natur ist geduldig, sie gibt immer Kredit, aber sie vergisst nie, Rechnung zu stellen.“ So lautet eine herkömmliche Redeweise, die heute aktueller ist als je. An unseren Fliessgewässern lässt sich das gut illustrieren.

Ein Blick zurück

Im Jahr 1804 übernahm Konrad Escher von der Eidgenössischen Tagsatzung den Auftrag, das grosse Werk der Linthkorrektur in Angriff zu nehmen. Die Bauarbeiten dauerten von 1807 bis 1816. Die Linth wurde in den Walensee abgeleitet und zwischen gradlinigen Dämmen durch die auf diese Weise entsumpfte Linthebene in den Zürichsee geleitet. Das Ziel war, die „Not am Walensee“ zu beheben. Es folgten weitere grosse Flussverbauungen, etwa die Rhonekorrektur im Wallis bis hinunter in den Genfersee und die erste Juragewässerkorrektur, mit der die Aare, welche regelmässig Teile des Berner Mittellandes überschwemmte, in den Bielersee abgeleitet wurde, der noch heute als Auffangbecken für Hochwasser dient. Diese und andere Flussregulierungen unterstanden einer Logik, die aus damaliger Sicht nur folgerichtig war. Man konnte damit Landwirtschaftsland gewinnen; urbarisieren, wie es im damaligen Sprachgebrauch hiess. Der Ausdruck Gewässerkorrektur bringt aber auch zum Ausdruck: **Frei fliessende Gewässer, die sich in den Talebenen immer wieder ein neues Bett mit Nebenärmen suchen, sind gleichsam ein „Fehler der Natur“, der behoben werden muss.** Mit dem gewonnen Kulturland konnte die Not der Bevölkerung gelindert werden. Die Entsumpfungen trugen dazu bei, dass ansteckende Krankheiten wie Typhus und Malaria aus unseren Landstrichen verbannt wurden. Die damalige Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation setzte sich für diese Ziele in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts erfolgreich ein. Auch dieser Name bringt es auf den Punkt: Es ging darum, die Bauern sesshaft zu machen und ihnen das Los der Armut oder des Auswanderns zu ersparen. Wenn schon, sollten sie die Heimat und nicht fremde Länder in Übersee kolonisieren.

Es folgten der Zweite Weltkrieg und die unter dem nachmaligen Bundesrat Friedrich

Traugott Wahlen durchgeführte kriegswirtschaftliche Vorsorgeplanung. Man nannte dieses mit einer strengen Rationierung aller Lebensmittel funktionierende Werk „Anbauschlacht“ und folgte damit der Vorstellung, dass die militärische Verteidigung des Landes nichts nütze, wenn an den Grenzen die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnürt würde und es sich nicht selber ernähren könne. **Der Plan Wahlen war gleichsam die im eigenen Land zu gewinnende „Schlacht“.** Ob uns die Entwässerung von Mooren und der Anbau von Getreide und Kartoffeln – selbst in Pärken, wie etwa dem heute gepflasterten Sechseläutenplatz in Zürich oder gar auf Friedhöfen – vor dem Schicksal des Hungers bewahrt hätte, wird heute bezweifelt. Aber die Massnahmen folgten einer ähnlichen inneren Logik wie die grossen Flusskorrekturen im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die Nachkriegszeit und der Bauboom

Nach dem Krieg erfolgte die Öffnung der Märkte. Damit einhergehend wuchs die bis heute andauernde Gefahr für das unvermehrte Gut Boden: Die **rasante Ausdehnung des Siedlungsgebietes** und eine ausufernde Bautätigkeit, heute bekannt unter dem Ausdruck der Zersiedelung. Etwas völlig anderes als Besiedelung. Bereits 1947 brachte es der Schwyzer Staatsschreiber und nachmalige Bundesrichter Paul Reichlin auf den Punkt,

indem er am Schweizerischen Juristentag rück- und vorausblickend sagte: „Es kann doch nicht sein, dass eine Regierung in Zeiten gestörter Nahrungsmittelzufuhr nicht nur Brot, sondern auch Schokolade und Konfitüre, ja sogar Biscuits rationiert, um dann, wenn die Krise vorbei ist, tatenlos zuzuschauen, wie das Schicksal unseres Landes dem Egoismus weniger, dem Idealismus einer Minderheit, der Gleichgültigkeit vieler und dem Zufall überlassen wird.“ Daran hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. In den Nachkriegsjahrzenten bis etwa zur Jahrhundertwende wurde landesweit eine Fläche verbetoniert, die grösser ist als jene des Kantons Aargau. Die Uhr tickt unaufhörlich weiter: **pro Sekunde geht 1 m² Boden verloren.**

Die in den 60er und bis weit in die 70er Jahre durchgeführten Meliorationen wurden auch als Rettung einer von der Abwanderung in die Städte bedrohten Landwirtschaft verstanden. Hecken, Lesesteinhaufen, Baumreihen und Gehölze wurden in diesen sogenannten Gesamtmeliorationen grossräumig ausgemerzt: „Flurbereinigung“ war das Wort. Unebenheiten wurden planiert, Tausende von kleinen und kleinsten Fliessgewässern wurden kanalisiert oder eingedohlt, d.h. in unterirdische Entwässerungssysteme verlegt. Diese Massnahmen waren für eine rationellere Produktion erfolgreich, der damit verbundene Verlust an Natur-



Foto: landwirtschaft.ch (2013)

elementen aber enorm. Im Vergleich dazu wirken die zu einem grossen Teil reversiblen Trockenlegungen der Anbauschlacht geradezu harmlos.

Es dauerte sehr lange, bis sich die Bauern, der Bauernverein und seine Vertreter im Parlament gegen den schleichenden Verlust von fruchtbarem Boden durch die teilweise planlose Überbauung zu wehren begannen.

Dabei war es manchen Bauern und Bäuerinnen nicht zu verargen, wenn sie in einer sich rasant verstärkenden Umgebung für gutes Geld Bauland verkaufen konnten, um sich in ländlich gebliebenen Gebieten einen neuen Hof zu kaufen. Andere wiederum gaben auf, weil sie sich unter der zunehmenden Konkurrenz auf dem Markt bei steigenden Produktionskosten im angestammten Beruf trotz Subventionen materiell nicht über Wasser halten konnten. Das Problem bleibt auch mit den Zahlungen für ökologische Leistungen ungeklärt, und von der postulierten Selbstversorgung sind wir, berücksichtigt man die Einfuhren von Futtermitteln und die Energiebilanz, wohl weiter entfernt als je.

Es hat sich nicht nur die äussere Umwelt, sondern auch die Einstellung der Bevölkerung stark gewandelt.

Immer weniger Leute sind bereit, mit Steuergeldern in Milliardenhöhe eine Landwirtschaft zu unterstützen, die unter dem – gewiss nicht immer fairen – Druck des globalen Handels mit fragwürdigem Einsatz von Dünge- und Pflanzenschutzmitteln immer mehr aus dem Boden herauszuwirtschaften versucht und die einst vielfältige Landschaft weiter ausräumt. Heute sind die damaligen Gewässerkorrekturen nicht nur passé, sondern abgelöst worden von einer vom Staat geförderten Wiederbelebung von Gewässern. Bäche werden aus ihrem Korsett befreit, sie dürfen wieder freier mäandrieren und da und dort abwechselnd flache und steile Ufer bilden. Man hat erkannt, dass Bäche und Flüsse nicht einfach ein Gerinne sind, durch das H₂O möglichst widerstandlos abfliessen soll, sondern Lebensraum für Fische und eine reiche Mikrofauna, die für die Selbstreinigung der Gewässer und schliesslich für den ganzen Kreislauf der Natur lebenswichtig sind.

Was ist zu schützen? Eine ganzheitliche Betrachtung ist gefordert

Die Gesinnung hat sich auch in bäuerlichen Kreisen gewandelt. Davon zeugen die von Bäuerinnen und Bauern mitgetragenen und er-

folgreich zustande gekommenen Initiativen zum Schutz des Kulturlandes – zum Beispiel in den Kantonen Bern und Zürich. Die Sorge gilt zur Hauptsache dem unvermehraren, humusreichen Boden, den sogenannten Fruchtfolgeflächen. Es kann jetzt aber nicht sein, dass der Schutz des fruchtbaren Bodens so verstärkt und gar ausgedehnt wird, dass im Kampf um gutes Landwirtschaftsland die Naturräume und ihre Gewässer wieder auf der Verliererseite stehen. Das würde heissen, die gleichen Fehler nochmals zu machen (mit vermutlich noch drastischeren Folgen).

Es geht bei der Wiederbelebung von Fließgewässern um den Schutz der stark gefährdeten Artenvielfalt (Biodiversität). Es geht aber ebenso um den Schutz vor Hochwassern.

Bei den Unwettern 1978 führte beispielsweise die Thur ähnlich viel Wasser wie der Rhein bei Basel, und die Wassermenge der Maggia im Unterlauf entsprach jener des Nils bei Kairo. Man nennt das in der Wissenschaft der Hydrologie „Abflusspitzen“. In den Medien und der Politik wird bei solchen Ereignissen von Naturkatastrophen geredet. Jeremias Gotthelf nannte sie bescheidener Wassernot. In Wirklichkeit sind es heute aber keine natürlichen Katastrophen. Kleinste Wasserlein im Einzugsgebiet, Bächlein, Bäche und Flüsse holen sich einfach zurück, was man ihnen in Zeiten eines unersättlichen Landhungers genommen hat.

Von einem ausgeglichenen Verhältnis zwischen natürlichen Gewässern und den zu vielen und zu streng „korrigierten“ Fließstrecken sind wir aber noch weit entfernt. Die Aufweitung von einst kanalisierten Bach- und Flussbetten hilft, Flutkatastrophen zu mildern. Die abfliessenden Wassermassen werden dadurch gebremst. Sie lagern Unheil bringendes Geschiebe samt ganzen Bäumen, Wurzelwerk und Schlamm rascher ab, anstatt dass sie sich weiter unten umso heftiger und mit oft verheerenden Folgen für das Kulturland und Leib und Leben der Anwohner austoben. **Der Umgang mit der natürlichen Umwelt und insbesondere mit den Gewässern muss heute ganzheitlicher und über viel grössere Räume hinweg angegangen werden.** An diesem Planungsprozess müssen sich alle Akteure beteiligen: Landeigentümer, Bauern, die öffentliche Hand und die Steuerzahler als Nutzniesser einer vielfältigen Landschaft und eines tragfähigen Wasserhaushaltes. Sonderzügelein wirken sich früher oder später zum Schaden

aller aus. Mit dem Klimawandel, der eingesetzt hat, dürften sich Wetterereignisse mit starken Hochwassern häufen. Der Schutz von Leib und Leben und Hab und Gut gebietet heute einen anderen Umgang mit diesen Gefahren. Sonst könnte sich die eingangs zitierte Einsicht in einer Weise bewahrheiten, die uns sehr viel teurer zu stehen kommt, als wir uns an einem schönen Sommertag vorstellen... ●

Hans Weiss (*1940)

studierte Kulturingenieur an der ETH Zürich und kam 1968 als erster kantonaler Beauftragter für Landschaftsschutz nach Graubünden. Früh setzte er sich für eine Raumplanung gegen den Sog der Bodenspekulation und für den Erhalt bäuerlichen Kulturlandes ein. 1970 wurde unter dem Patronat von Bundesrat Hans Peter Tschudy die Stiftung für Landschaftsschutz gegründet. (Als Ehrenpräsident fungierte der nicht nur Bauern bekannte und im Text genannte Friedrich Traugott Wahlen.) Als vollamtlicher Geschäftsführer der neuen Institution wurde Hans Weiss nach Bern gewählt, wo er heute noch freiberuflich tätig ist. Wirtschaftsfreundlichen Kreisen war seine Tätigkeit nicht immer angenehm. Zu den bekannteren, durch die politischen und juristischen Instanzen erkämpften Erfolge der Stiftung gehören: Der weitgehende Schutz der Ufer der Oberengadiner Seen (mit den umgebenden Gebieten Roseg, Fex und Grevasalvas), der Erhalt der berühmten Wiesen von Soglio im Bergell, die Rettung der Flussauen am Hinterrhein (durch deren Mitte der Kanton Graubünden die heute in einem Tunnel geführte A 13 vierspurig bauen wollte) oder auch die Verhinderung eines gigantischen Drehrestaurants auf dem Grat des Jungfraujochs. In seinem Buch «Die friedliche Zerstörung der Landschaft» schrieb Hans Weiss 1981: «Landschaft ist immer ein Erlebnisinhalt. [...] Die Landschaft ist nicht nur ein Stück Umwelt, sondern sie spiegelt auch einen Teil unserer Innenwelt, unserer Wünsche, unserer Vorstellungen.» Im Buch wird die rasche Veränderung von Dorfbildern und Landschaften mit Bildern eindrücklich gezeigt. Leider könnte man 35 Jahre später bei vielen den seither stattgefundenen Landschaftsfrass nochmals eindrücklich dokumentieren.

Schöne neue Welt ohne Handarbeit?

Liegt die Zukunft des Biolandbaus wirklich in der Digitalisierung und Automatisierung? Biobauer Samuel Spahn¹ schreibt an Urs Niggli, den Direktor des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL).



Lieber Urs

So viel vorneweg: Wenn Bio in der Schweiz zulegen soll, so kommen wir nicht darum herum, Wege zu suchen, den Bioanbau der jungen Bauergeneration schmackhaft zu machen. Für die «digital natives» ist die Robotisierung naheliegend und der Computer aus der Arbeitswelt nicht wegzudenken. Insofern ist Bio 3.0² logisch und entspricht absolut dem Mainstream.

Doch damit gerät die Landwirtschaft in vielerlei Hinsicht in Teufels Küche:

Die Digitalisierung gefährdet Arbeitsplätze. Laut einer Studie im Auftrag des SRF-Wirtschaftsmagazins «Eco» sind in der Schweizer Landwirtschaft 73 Prozent der qualifizierten Stellen verlustbedroht.

Der Finanzbedarf eines hochtechnisierten Maschinenparks dürfte beträchtlich sein, der Fremdkostenanteil der landwirtschaftlichen Produktion wird entsprechend weiter steigen. Und wenn man die heutige Politiklandschaft betrachtet (Bürgerblock, TTIP, die Macht der Konzerne), so dürfte es schwierig sein, eine Pestizidsteuer einzuführen, und auch die Marginalisierung der Produzenten (wie im Milchmarkt) geht weiter.

Natürlich stellen sich noch viele weitere Fragen: Wohin mit all den Leuten, die nicht das Zeug zum Programmierer oder eloquenten Verkäufer haben? Das ist eine Frage, die sich natürlich nicht nur in der Landwirtschaft stellt.

Das vielleicht Irritierendste an Bio 3.0 ist die Idee, dass die Landwirtschaft ihr Heil in einer industriellen Logik suchen sollte. Dabei ist der Weg zur Aquaponik, der Hors-Sol-Gemüseproduktion in Hochhäusern („vertical farming“) und anderen bodenfernen Produktionsweisen nicht mehr weit. Die Lebensmittelproduktion als Spielwiese von Hightech-Freaks auf der einen Seite, **auf der anderen Seite der schöne Schein:** «Bauern», die Emotionen produzieren oder Naturgarten-Freizeitparks betreiben (frei nach Adrian Aebi) für eine urbane Kundschaft, die es sich leisten kann. Eine Vorstellung, die mir – mit Verlaub – zum Kotzen ist. Zudem wird die Bevölkerung eine industrialisierte Landwirtschaft kaum noch mit Direktzahlungen unterstützen wollen. Ebenso wenig unterstützungswürdig scheint mir ein (landwirtschaftliches) System,



Samuel Spahn, der Fondlihof, Hühner in der Obstanlage. Fotos: Anita Lê Spahn

das auf Events und Touristik setzt. Auch wird auf diesem Weg das Gefälle zwischen den Industrienationen und dem globalen Süden zementiert. Denn irgendwoher müssen die Cash Crops ja kommen! Anstelle einer Landwirtschaft, die für die lokale Bevölkerung produziert, werden teure Lebensmittel mit Swissness-Siegel hergestellt und getreu der sogenannten Qualitätsstrategie weltweit an eine zahlungskräftige Kundschaft vertrieben. Derweil hierzulande die Normalos importierten Industriefood, very convenient, im Supermarkt oder am Take-away einkaufen. Sorry, das war nun zynisch. Ich zweifle nicht an euren guten Absichten. Aber ich habe star-

ke Zweifel, dass es möglich ist, die Agrarindustrie auf den biologischen Weg zu bringen. Denn **der industrielle Weg ist nicht ohne die Industrie zu begehen.** Da lauern die Vereinahmung und der faule Kompromiss hinter jeder Biegung.

Zur Erinnerung: Es gab da mal einen Weltagrarbericht. Du kennst ihn vermutlich besser als ich und deshalb verzichte ich auch darauf, ihn zu zitieren. Nur so viel: Davon, dass die Weltbevölkerung durch eine Industrialisierung der Landwirtschaft ernährt werden kann, stand meines Wissens nichts darin. Gut möglich, dass dies der Grund ist, dass der Bericht offenbar tief in den Schubladen verschwunden ist. Wie du vielleicht weisst, engagiere ich mich für Ernährungssouveränität. Die entsprechende Initiative von Uniterre liegt reichlich quer zum Mainstream. Sie ist das Gegenkonzept zum Freihandel und fordert eine kleinräumige, vielfältige Landwirtschaft zugunsten der lokalen Bevölkerung. Man mag einwenden, dass dies ein Konzept für die Länder des Südens sei, für die Schweiz untauglich. Aber es entspricht weitgehend den Postulaten des von der Weltbank initiierten Weltagrarberichtes. Er hat 2008 die Rolle der kleinbäuerlichen Betriebe betont.

In der Schweiz sind in den letzten Jahren vermehrt Betriebe entstanden, die auf einer direkten Zusammenarbeit zwischen Konsumenten und Produzenten basieren – sei das eine Handelsplattform wie Con Pro Bio im Tessin oder sogar gemeinsam geführte Betriebe wie in der regionalen Vertragslandwirtschaft. Die Einbindung der Konsumenten und die Frage, wie die Verteilung der Lebensmittel organisiert



¹ Samuel Spahn ist seit 33 Jahren Biobauer in Dietikon bei Zürich. Dieser Brief erschien leicht gekürzt auch in der WOZ.

² Siehe die Kritik über das sogenannte „Bio 3.0“ im K+P 2/2015 und die Erwiderung von Urs Niggli dazu im Heft 3/2015.

werden kann, sind zentral bei der Umsetzung einer ökologischen Landwirtschaft. Diese Konzepte ermöglichen vielen Leuten, näher an die Lebensmittelproduktion zu kommen und sie aktiv mitzugestalten. In der Schweiz arbeiten noch etwa drei Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft. In der Digitalisierung liegt die Gefahr, dass wir uns selber abschaffen.

An die schöne neue Welt, in der wir den Buckel nicht mehr krumm machen müssen, kann ich nicht so recht glauben. Zumindest solange wir kein Konzept haben, was wir anstelle von einer plausiblen Arbeit zu tun gedenken – während auch noch die Rede davon ist, das AHV-Alter zu erhöhen. Mit der absehbaren Folge, dass umso mehr Menschen in die Sozialhilfe oder in anderweitige Prekarität abgeschoben werden.

Nahrungsmittel werden bekanntlich genug produziert. Das Problem ist deren Verteilung und die ungleiche Kaufkraft der Menschen in den Ländern der Welt. Zur Lösung dieser Probleme trägt die Entmenschlichung der Arbeit nichts bei, leider.

Wie du siehst, stehe ich eurer Arbeit sehr kritisch gegenüber. Etliche meiner Gedanken sind mir beim (Hand-)Arbeiten zugefallen. Zu meinem Glück geht mir diese Arbeit in nächster Zeit noch nicht aus.

Beste Grüsse, Samuel Spahn

"Für einen integralen Produktionsbegriff und eine selbstbewusste Biobewegung"

Die "Zukunftsstiftung Landwirtschaft" (ZSL) hat ebenfalls eine Erwiderung auf das sogenannte "Bio 3.0"-Konzept von Urs Niggli et al. veröffentlicht. Sie schreibt: «Wir begreifen Biolandbau nicht als linear fortgeschriebenes Software-Programm, sondern als eine sozial-ökologische Bewegung. ... Diese Diskussionen kommen ohne Werte genauso wenig aus wie ohne Wissenschaft. ... Wir sollten Technologien nicht mit Innovationen verwechseln. ... Technologien sind niemals herrschaftsfrei und neutral. ... Die Agrarökologie ist die Seele des Biolandbaus und nicht sein Konkurrent. ... Steigende Bodenfruchtbarkeit ist auch das moderne Mass landwirtschaftlichen Fortschritts.»

>www.zukunftsstiftung-landwirtschaft.de

Die Haltung der Redaktion zu Sprach-Geschlechterfragen im "Kultur und Politik"

Der Redaktionskommission von Kultur und Politik ist es wichtig, dass Frauen und Männer, Bauern und Bäuerinnen, weibliche und männliche Besonderheiten in der Landwirtschaft beide zu ihrem Recht und zur Sprache kommen. Doch wie kann man diesen gesellschafts- und kulturpolitische Grundsatz allenfalls auch in veränderten Sprachformen oder Schreibweisen zeigen?

In unserer letzten Ausgabe hatte eine Autorin. Tiefstriche in Wörter eingesetzt: Zum Beispiel, wenn es um "Funktionär_innen der Landwirtschaftskammer" ging. Mit diesem Zwischenraum wollte sie die selten bei Menschen vorkommenden Übergänge zwischen den Geschlechtern würdigen („gender gap“). Das gab zu reden. In den letzten Jahren hatten wir immer wieder auch über Sprach-Geschlechterfragen gesprochen. Nun anlässlich dieses Artikels haben wir beim Redaktionstreffen mal ganz ausführlich das Für und Wider verschiedener Schreibweisen und auch eines redaktionellen Standards diskutiert.

Unser Ergebnis

Wir wünschen uns im K+P einen achtsamen und zugleich sprachpragmatischen Umgang mit Sprach-Geschlechterfragen. Wir bitten unsere Autor(inn)en, dass sie v.a. dann, wenn es in diesem Zusammenhang sonst zu unklar wäre, ob wirklich auch Frauen in einer Gruppenbezeichnung mit angesprochen sind, in einer klaren und zugleich gut lesbaren Form darauf hinweisen. So halten wir es auch bei unseren Eigenbeiträgen: Also zum Beispiel „Bauern und Bäuerinnen“ gemeinsam zu erwähnen – es sei denn, man möchte bewusst das traditionelle Rollenbild oder die Machtverhältnisse vom „Bauern als Eigentümer, Betriebsleiter usw.“ betonen.

Weiterhin akzeptieren wir aber auch die traditionelle Schreibweise, die bei Gruppenbezeichnungen nur die grammatisch männliche Form verwendet, auch wenn dies inzwischen irritierend sein kann. Und wir akzeptieren auch Schreibweisen, in denen überall ausdrücklich jeweils Männer und Frauen angesprochen werden; auch wenn Texte dadurch holpriger ver-

laufen: Zum Beispiel, wenn bei relativ unpersönlichen Begriffen wie „Teilnehmer“ stets wiederholt von „Teilnehmer/-innen“, „TeilnehmerInnen“, Teilnehmer(innen)“ oder ausweichend „Teilnehmenden“ die Rede ist, auch wenn solches vielleicht kein Lesevergnügen bereitet.

Jedoch für unsere Zeitschrift übertrieben und unverhältnismässig finden wir Schreibweisen wie „Teilnehmer_innen“, die mit jedem Begriff ausdrücklich auch Zwitter oder geschlechtsunklare Personen („Intersexuelle“, „Transgender“ usf.) würdigen wollen. Auch Formen, die uns sprachlich unlogisch vorkommen, wie z.B. „Bäuer*innen“ oder MitgliederInnen (das Mitglied), möchten wir nicht verwenden – bei allem Respekt für *das* Bemühen hinter diesen vor allem in linksalternativen Kreisen aufkommenden Schreibweisen.

Wir wollen aber auch nicht mit einem redaktionellen Standard provozieren – denn dieser gäbe vor, es allen recht machen zu können. Lieber halten wir es mit einer ziemlichen Vielfalt und bleiben geduldig, was sich darin entwickelt. Vermeiden möchten wir nur, dass eine aus mancher Links- oder Queer-Sicht „korrekte“ Nebenbotschaft schier wichtiger erscheint als der eigentliche Inhalt und die angenehme Lesbarkeit eines Textes auf der Strecke bleibt. Wir hoffen, mit diesem Kompromiss zwischen Liberalität und einem festgelegten Sprachstandard einen vernünftigen Mittelweg gehen zu können. Damit wollen wir uns nebenbei auch der gesellschaftlichen Polarisierung widersetzen, wie sie gegenwärtig zwischen einerseits den Bewegungen des absichtlich auch sprachplumpen reaktionären „Rechtspopulismus“ und andererseits der manchmal anderen etwas moralisch vorschreiben wollenden, eher von links geprägten „politischen Korrektheit“ stattfindet. Wichtiger als diese Kampfzonen sind uns ein gutes Miteinander menschlicher, auch spezifisch weiblicher oder männlicher Sichtweisen und Erfahrungen sowie eine demokratische (Meinungs-)Kultur auf ethischer Grundlage. **Red.**

Mit 21 Simmentalern ein eher grosser Betrieb

Seit dem EU-Beitritt und der Abschaffung der Quote gibt es in Polen weniger Milchbetriebe, weniger Kühe und mehr Milch. Doch nicht jeder einzelne Betrieb ist gewachsen

Sonja Korpeter. Der Hof der Familie Antolak liegt in Ogradno, einem kleinen Dorf von 30 Einwohnern in Westpommern, 150km von Stettin entfernt. Bäuerin Alina und ihre Tochter Paulina (22) empfangen mich herzlich und führen mir stolz ihre 21 schönen Simmentaler Kühe vor. Sie stehen gerade auf der Weide, versammelt in der Nähe der grossen Raufe mit Heusilage. «Wir lassen sie jeden Tag raus ausser wenn es Schnee hat.» Die Tiere sind zutraulich, neugierig kommen sie schauen. Alina Antolak erläutert: **«2005 haben wir in Deutschland 16 trächtige Simmentaler-Färsen gekauft, nachdem wir unsere Holstein-Herde wegen Leukämie schlachten mussten.** Seither setzen wir nur noch auf diese Rasse. Die Tiere sind robust und gesund, geben zwar etwas weniger Milch, haben dafür aber eine hohe Lebensleistung.» Fünf der Kühe von damals leben heute noch, die anderen sind Töchter. Durchschnittlich sieben Laktationen haben die Kühe auf diesem Hof und kalben alle im Frühjahr. Die durchschnittliche Milchleistung pro Kuh ist 7.750 Liter.

Untergebracht sind die Milchkühe in einem Anbindestall, der im Jahr 2000 gebaut wurde. Der Mist muss zwei Mal täglich per Hand wegge-

soben werden. Gemolken wird mit drei Melkgeschirren und der Rohrmelkanlage. Auch das Futter wird per Hand vorlegt und zwar ungemischt. Es gibt jeweils nach dem Melken Heusilage aus einer Kleeegrasmischung, Maissilage, Biertreber, Mineralstoffe, Vitamine und Salz. Heusilage und Mais sind vom eigenen Hof. Den Biertreber holt Roman Antolak einmal in der Woche mit dem Trecker von der Brauerei im Nachbardorf. Hinzu kommt das Gras, das die Tiere auf der Weide fressen.

Familienbetrieb: Direktzahlungen für Modernisierung

Familie Antolak bekam im letzten Jahr 28.000 Zloty an EU-Direktzahlungen, das sind etwa 7.168 CHF. Dieses Geld fliesst direkt in die Finanzierung von Neuanschaffungen der letzten Jahre: zwei Trecker, ein Silageballenwickler, die Rohrmelkanlage und der Kühltank. Ausserdem wurde etwas Land gekauft. Das Ehepaar Antolak hat gerne investiert, denn so wird Tochter Paulina bei der Übergabe in ein paar Jahren schon eine gute Basis haben. Vier Jahre lang hat die tatkräftige junge Frau Tierzucht in Posen studiert. Erst kürzlich hat sie einen Besamungskurs absolviert. Für sie ist ganz klar, dass sie

den Hof einmal übernehmen wird. **«Unsere Molkerei Polmlek hat mir vorhin gerade ein SMS geschickt, dass die Preise bis Juni noch sinken sollen, für danach wisse man noch nicht.** Da es im Sommer mehr Milch gibt, werden die Preise dann sicher nicht so schnell steigen. Doch das macht mir keine Angst.»

97 Groschen (25 Rappen) zahlt ihnen die Molkerei aktuell bei 4,6% Fett und 3,37% Eiweiss. Das ist weniger als im letzten Jahr (etwas über 1 Zloty – 26 Rappen), doch insgesamt hat der Hof die europäische Milchkrise noch nicht zu spüren bekommen. **«Bei den grossen Betrieben ist der Milchpreisabfall viel stärker.** Sie bekamen aufgrund des Mengenzuschlages mit 1,30 Zloty (33 Rappen) deutlich mehr; jetzt haben sie zum Teil nur noch 1,03 Zloty (gut 26 Rappen)», erzählt mir Alina Antolak. Im Sommer bekommen auch sie einen Mengenzuschlag von 10 Groschen (2,5 Rappen). «Manchmal wird am Ende des Jahres noch eine Prämie ausgezahlt, dieses Jahr waren das 3.500 Zloty (896 CHF). Um unsere Produktionskosten zu decken, brauchen wir 1,20 Zloty (30 Rappen) / Liter Milch.»

Strukturwandel nach Quotenwegfall

Der Wegfall der Quote in 2015 hat in Polen dazu geführt, dass viele kleinere Betriebe (3-6 Kühe) mit der Milcherzeugung aufhören, auch weil Molkereien nicht mehr bereit sind, sehr kleine Mengen abzuholen. «Das ist schade», meint Alina Antolak, «denn so verlieren diese Erzeuger ein Einkommen, das im ländlichen Raum gar nicht so einfach zu ersetzen ist. Die Grossen wiederum haben vor allem über eine intensive Fütterung und zum Teil auch durch die Aufstockung der Herden ihre Menge ausgeweitet, erhalten aber weniger Geld für ihre Milch als vorher. Das ist nicht gut, denn so sinken die Preise insgesamt.» **Zum Zeitpunkt des EU-Beitritts in 2004 lag die durchschnittliche Kuhzahl in Polen bei gut drei Kühen pro Betrieb, 2014 ist die Zahl bereits auf acht Kühe gestiegen** und dieser Trend hat sich in 2015 mit dem Wegfall der Quote verstärkt fortgesetzt.

Die Antolaks denken nicht an Wachstum. Ihr Betrieb zählt mit 21 Kühen bereits zu den (mittel-)grossen Höfen. In 2014 – also dem Jahr vor der Abschaffung der Quote – gab es laut



Paulina Antolak hat Tierzucht studiert und möchte den Hof mit 21 Simmentaler-Milchkühen später übernehmen; sie liebt die robusten und schönen Tiere dieser Rasse mit hoher Lebensleistung.

Fotos: Sonja Korpeter

polnischem Milcherzeugerverband PFHBiPM insgesamt 285.700 Betriebe mit Milcherzeugung in Polen. 212.700 Betriebe hatten maximal neun Kühe, 57.100 der Betriebe 10-29 Kühe, und nur auf 825 Betrieben standen in diesem Jahr mehr als 100 Kühe. Zu diesen Grossbetrieben zählen auch die (ehemaligen) Staatsbetriebe. Hier in Westpommern ist es zum Beispiel die Farm Juchowo.

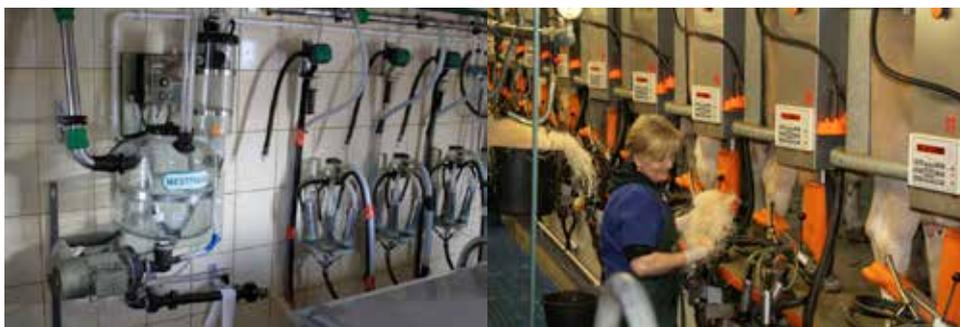
Stiftungs-Grossbetrieb mit viel Handlungsspielraum

Die Stanislaw-Karlowski-Stiftung ist Eigentümerin von Boden, Gebäuden, Tieren und Maschinen auf Juchowo und verpachtet diese an die GmbH Spółka Rolnicza Juchowo. Mit seinem neu gebauten Boxenlaufstall ähnelt der Betrieb auf den ersten Blick vielen modernen Grossbetrieben, wie bsp. dem Staatsbetrieb Galopol bei Poznan. Doch auf den zweiten Blick weist der biologisch-dynamisch bewirtschaftete, stiftungstragene Betrieb mit 1600 Hektar Land so einige Besonderheiten auf.

350 Milchkühe, 275 Jungtiere und 15 Bullen werden in hellen Ställen gehalten, in denen alles auf Tierwohl und Arbeitserleichterung ausgerichtet ist. Die Personalkosten sind dennoch nicht wesentlich niedriger als auf dem Hof von Familie Antolak. 18 Angestellte arbeiten allein für die Betreuung der Tiere und das Melken.

Die 650 Tiere sind auf drei Ställe verteilt, die miteinander verbunden sind und alle einen Zugang zum Melkstand haben. Monika Libecka (30), Verantwortliche für die Milcherzeugung, erläutert: «Kühe können in einer Herde nicht mehr als 100 andere Tiere erkennen. Das Wiedererkennen ist aber notwendig, damit sie sich untereinander verstehen und nicht verletzen. Deshalb stehen bei uns maximal 100 Tiere zusammen in einer Herde.» Die meisten Kühe auf Juchowo haben Hörner, sowohl die der Rasse Holstein als auch die der Rasse Brown Swiss, die sich in den Ställen bunt durcheinander mischen. Damit die Haltung der horntragenden Kühe im Boxenlaufstall gelingt, haben die Tiere mehr Platz als sonst üblich: je Kuh werden 15m² gerechnet und die Gänge sind alle mindestens 4,50m breit. Die Mitarbeiter haben einen sehr bewussten Umgang mit den Tieren. Statt zu treiben versuchen sie, die Kühe eher zu locken.

Die gesamte Milch von Juchowo geht an die 200 km entfernte Gläserne Molkerei in Deutschland. Der aktuelle Auszahlungspreis ist 54 Cent (59 Rappen) plus Mehrwertsteuer, was bei einem Wechselkurs von 4,3 Zloty pro Euro für einen Betrieb mit polnischen Erzeugungskosten



Grosse Unterschiede in der Milcherzeugung – Rohmelkanlage mit drei Melkgeschirren bei Familie Antolak (21 Milchkühe) und Doppelzwoelfer-Fischgrät-Melkstand auf Juchowo (360 Milchkühe)

ein interessanter Betrag ist. Sebastiaan Huisman, niederländischer Visionär und Leiter von Juchowo, beschreibt, dass die finanzielle Situation des Betriebes dennoch nicht einfach sei. **«Die bisher getätigten Investitionen gehen in die Millionen und jedes Jahr stecken wir hohe Summen in die Verbesserung der Bodenqualität.** Dies geschieht über den Anbau von Leguminosen und das Einbringen von Kompost, aber auch über das Anlegen von Teichen und die Anpflanzung von Hecken.»

Ich frage nach, was sich mit der Abschaffung der Quote für den Betrieb verändert hat. Sebastiaan Huisman antwortet kurz und knapp: «Nichts, ausser dass die konventionellen Bauern weniger Färsen von uns kaufen. Der Biomilchpreis ist aktuell noch gut.»

Bio-Gemischtbetrieb: Über die Grenze hinweg geht's leichter

Die Distanzen in Polen sind gross und viele Strassen nicht ausgebaut. Es mangelt an Infrastruktur, dadurch sind die Wege zum Absatz der Milch weit und die Milchbauern haben oft keine alternativen Liefermöglichkeiten, wenn die Kooperation mit der eigenen Molkerei nicht gut läuft. Familie Nowak vermarktet die Milch ihrer 32 Bio-Holstein-Kühe mit Erzeugungskosten von 1,50 Zloty (38 Rappen) aktuell für 96 Zloty (25 Rappen) an eine konventionelle Molkerei. **Denn die Gläserne Molkerei hat sich seit ihrer Übernahme durch das Schweizer Unternehmen Emmi nicht mehr bei Familie Nowak gemeldet,** obwohl bereits ein Vorvertrag geschlossen worden war. Emmi wächst nicht nur in der Schweiz - wie vor einiger Zeit bei der Napfmilch geschehen - über den Kauf kleinerer Molkereien.

Die nächste polnische Biomilch verarbeitende Molkerei ist 300km entfernt. So finanzieren Nowaks ihre Milcherzeugung aktuell quer durch eine gute Wertschöpfung beim Verkauf von Getreide und Linsen nach Deutschland. Der Wert ihrer 160 Hektar Land ist seit 2009 fast um das

Dreifache gestiegen (von 2.900 auf 7.700 CHF), weil der Bezug der Direktzahlungen für viele Landwirte interessant ist und weil der Staat sich durch das Festsetzen von Durchschnitts-Landpreisen gute Steuereinnahmen sichert. Doch Verkaufen kommt nicht in Frage: «Wir sind gerne Bauern und wollen unser Land selber bewirtschaften, aber grösser werden wollen wir nicht.»

In Polen gibt es sie schon auch, die Vollgasmelker und Wachstumsliebhaber. Doch es scheint mir eine kleine Minderheit zu sein.

Antolaks sind ein gutes Beispiel dafür, wie entscheidend es für Erfolg in der Landwirtschaft ist, ein zum Standort und zur Familie passendes und in sich schlüssiges Betriebsmodell zu finden. Das dann auch mit Leidenschaft von allen getragen und gelebt wird. Antolaks stehen mit ihren 21 Simmentalern gut da, sogar die Hofnachfolge ist gesichert. ●

Milcherzeugung in Polen

Viertgrösster Milcherzeuger der EU nach Deutschland, Frankreich und Grossbritannien mit

Landesmilcherzeugung 2005: 11.750 Mia. Liter Milch, 2015: 12.950 Mia. Liter Milch

davon gut 25 Millionen Liter Biomilch
Durchschnittliche Kuhzahl / Betrieb in 2004: 3,8 – in 2014: 8

Gesamtzahl Betriebe mit Milchwirtschaft in 2014: 285.700

davon 212.700 mit maximal neun Kühen
Zahl Molkereien: 198

Vier grösste Molkereien haben 40% Marktanteil

Durchschnittlicher Auszahlungspreis in 2015: 27,65 Rappen / Liter

Höhe Direktzahlungen konventionell: ca. 108 CHF / ha, Bio: ca. 193 CHF / ha

Höhe Zahlungen Greening: 73 CHF / ha

Papst Franziskus' neue Aussagen über Landbau und Naturbeziehung

Nikola Patzel. Ab und zu macht ein Papst ein Rundschreiben. Das wird dann nach alter Sitte eine „Enzyklika“ (= „das Kreisende“) genannt und als Titel werden jeweils die Anfangsworte der lateinischen Version genommen: hier „Laudato si“ = „gelobt seist du“.¹

Das klingt ziemlich abgehoben und nach Kirchen-Interna. Ist es in diesem Fall aber nicht. Der Papst Franziskus versucht eine Wende in der katholischen Auffassung von Natur zu vollziehen. **Er versucht ernsthaft, die Kirche mit der Ökologiebewegung, mit der sozialpolitisch kämpferischen „Befreiungstheologie“ Lateinamerikas und mit der naturnahen Religiosität der Indios zu verbinden.** Dabei hat sich Bergoglio als erster Amtsträger den Franz von Assisi zum Namenspatron genommen. Dieser war vor 800 Jahren nur deshalb der Unterdrückung entgangen, weil der damalige Papst Innozenz in der Nacht vor dem Treffen mit Franz geträumt hatte, jener würde das Kirchengebäude vor dem Zusammenbruch bewahren. Der Untertitel der jetzigen Umwelt-Enzyklika des Franziskus ist „Über die Sorge für das Gemeinsame Haus“ und gemeint ist – die Erde. Im Folgenden werden einige seiner Aussagen zur Landwirtschaft zitiert:

Kritik an der Naturzerstörung und Technokratie

Franziskus beschreibt die **mystische Einheit des Lebens**: «Wir können sagen, dass die Desertifikation des Bodens so etwas wie eine Krankheit für jeden Einzelnen ist, und wir ... das Aussterben einer Art beklagen [können], als wäre es eine Verstümmelung.»⁸⁹ Aufgrund der «Globalisierung des technokratischen Paradigmas ... haben der Mensch und die Dinge aufgehört, sich freundschaftlich die Hand zu reichen, und sind dazu übergegangen, feindselig einander gegenüber zu stehen.»¹⁰⁶ Dahinter sieht er die „Technokratie“: «Man muss anerkennen, dass die von der Technik erzeugten Produkte nicht neutral sind, denn sie schaffen ein Netz, das schliesslich die Lebensstile konditioniert, und lenken die sozialen Möglichkeiten in die

Richtung der Interessen bestimmter Machtgruppen.»¹⁰⁷ So gäben zum Beispiel «die Biotechnologie, die Informatik, die Kenntnis unserer eigenen DNA und andere Fähigkeiten, die wir erworben haben, ... denen, welche die Kenntnis und vor allem die wirtschaftliche Macht besitzen, sie einzusetzen, eine beeindruckende Gewalt über die gesamte Menschheit und die ganze Welt. ... und nichts kann garan-



Benozzo Gozzoli (1452): Traum von Papst Innozenz, bevor er Franz von Assisi empfing.

tieren, dass sie [die Menschheit] diese [die Macht] gut gebrauchen wird, vor allem wenn man bedenkt, in welcher Weise sie sich gerade jetzt ihrer bedient. ... Jede Zeit neigt dazu, eine dürftige Selbsterkenntnis in Bezug auf die eige-

nen Grenzen zu entwickeln.»¹⁰⁴

Es müsse auf allen Ebenen «einen Widerstand gegen den Vormarsch des technokratischen Paradigmas» geben: «Andernfalls können auch die besten ökologischen Initiativen schliesslich in derselben globalisierten Logik stecken bleiben.»¹¹¹ Franziskus wendet sich gegen das «irrationale Vertrauen»¹⁸ in den «Mythos des Fortschritts», woran viele Menschen um jeden Preis festhalten würden.⁶⁰ Denn «Häufig wurde ein promethischer Traum der Herrschaft über die Welt vermittelt, der den Eindruck erweckte, dass die Sorge für die Natur eine Sache der Schwachen sei.»¹¹⁶ Franziskus wendet sich auch gegen «die Rede vom nachhaltigen Wachstum» und Kombinationsversuche von Profit, Technik und Naturschutz: «In diesem Zusammenhang sind die Mittelwege nur eine kleine Verzögerung des Zusammenbruchs.»¹⁹⁴

Forderung nach geschwisterlicher Naturbeziehung

Der Papst fordert eine neue Naturbeziehung, die die Menschen «in zärtlicher Liebe mit ‚Bruder Sonne‘, ‚Schwester Mond‘, Bruder Fluss und Mutter Erde vereint“; denn „alles ist aufeinander bezogen.“⁹² «In jedem Geschöpf wohnt sein lebensspendender Geist, der uns in eine Beziehung zu ihm ruft.»⁸⁸ **Deshalb bräuchten wir eine neue Spiritualität, die «weder von der Leiblichkeit noch von der Natur oder den Wirklichkeiten dieser Welt getrennt ist, sondern damit und darin gelebt wird, in Gemeinschaft mit allem, was uns umgibt.»**²¹⁶ Die gegenwärtige «grosse anthropozentrische Masslosigkeit»¹¹⁶ gelte es zurückzunehmen, denn «Der letzte Zweck der anderen Geschöpfe sind nicht wir.»⁸³ «Das Herz ist nur eines, und die gleiche Erbärmlichkeit, die dazu führt, ein Tier zu misshandeln, zeigt sich unverzüglich auch in der Beziehung gegenüber anderen Menschen.» Aber nicht nur gegenüber anderen Menschen, auch gegenüber der Natur «können wir **von einer universalen Geschwisterlichkeit sprechen.**»²²⁸ In jeder Feldblume und jedem Vogel sei Gott gegenwärtig.¹⁰⁰

¹ Dieses Zitat aus dem „Sonnengesang“ von Franz von Assisi geht so: „Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, Mutter Erde, die uns erhält und lenkt und vielfältige Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter.“ – Die Papst-Zitate hier werden nach Absatznummer zitiert (hochgestellt).

² Prof. Vogt ist Lehrstuhlinhaber für Christliche Sozialethik an der LMU München und seit Jahren bei ökologischen Fragen engagiert. Die Zitate hier entstammen aus meiner Mitschrift bei seinem Vortrag bei der Landvolkshochschule Niederalteich über Laudato si – sowie durch Nachfrage per E-Mail.



Viele Kleinbauern-Organisationen freuen sich über die Aussagen des Papstes. Hier: "Unser Ruf nach Land" (Philippinen, 2015)

Natur, Kultur und Religion

Franziskus berichtet von der Regel seines Namenspatrons Franz von Assisi, «im Konvent immer einen Teil des Gartens un bebaut zu lassen, damit dort die wilden Kräuter wüchsen.»¹² **Heute aber falle es vielen Menschen schwer, «anzuerkennen, dass die Funktionsweise der natürlichen Ökosysteme vorbildlich ist»** und überlegen gegenüber technologischer Steuerung.²² Er zitiert aus der Bibel (Sir 38,4): «Gott bringt aus der Erde Heilmittel hervor, der Einsichtige verschmähe sie nicht.» Und «Es ist nicht überflüssig, zu betonen, dass alles mit allem verbunden ist.»¹³⁸ Auch darum «setzt die Ökologie auch die Pflege der kulturellen Reichtümer der Menschheit im weitesten Sinn voraus.»¹⁴³ Denn «Wenn die Beziehung des Menschen zur Umwelt bedacht wird, darf die Kultur nicht ausgeschlossen werden, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Denkmäler der Vergangenheit, sondern ganz besonders in ihrem lebendigen, dynamischen und partizipativen Sinn. ... Nicht einmal den Grundbegriff der Lebensqualität kann man vorschreiben, sondern muss ihn aus dem Innern der Welt der Symbole und Gewohnheiten, die einer bestimmten Menschengruppe eigen sind, verstehen.»¹⁴³ Hierzu könne auch gehören, «das Land nicht [als] ein Wirtschaftsgut, sondern eine Gabe Gottes und der Vorfahren, die in ihm ruhen» zu verstehen, wie es viele indigene Völker tun.¹⁴⁶ So sei es **«notwendig, auf die verschiedenen kulturellen Reichtümer der Völker, auf Kunst und Poesie, auf das innerliche Leben und auf die Spiritualität zurückzugreifen.»**⁶³ Aber auch die Christen müssten sich sagen lassen, dass sie oft nichts zur Erhaltung der Natur tun: Dies sei aber «weder etwas Fakultatives noch ein sekundärer Aspekt der christlichen Erfahrung.»¹⁵¹

Arbeit

«Man darf nicht danach trachten, dass der technologische Fortschritt immer mehr die menschliche Arbeit verdränge, womit die Menschheit

sich selbst schädigen würde.»¹²⁸ «Es gibt eine grosse Mannigfaltigkeit an kleinbäuerlichen Systemen für die Erzeugung von Lebensmitteln, die weiterhin den Grossteil der Weltbevölkerung ernährt.» Deshalb müssten «Kleinproduzenten

und die Produktionsvielfalt klar und nachdrücklich» unterstützt werden.¹²⁹

Schlussbemerkung

Die meisten Bäuerinnen und Bauern sind mit dem von ihnen bebauten Land mitten im Schlachtfeld der Interessen, weltweit. Es geht irrsinnig viel um Macht über Mensch und Natur. Es geht aber auch um die Auseinandersetzung verschiedener weltbildformender Kräfte in den menschlichen Gesellschaften. Auch die Religionen und Kirchen wirkten in der Geschichte immer wieder sehr unterschiedlich auf Naturbeziehung ein. **Dass Papst Franziskus nun laut zu einer neuen geschwisterlichen Hinwendung zur Natur aufruft, das ist hilfreich für eine biobäuerliche Agrarkultur.** ●

Fragen zu Laudato si' an Prof. Dr. Markus Vogt² von der katholisch-theologischen Fakultät der Universität München:

Was bedeutet dieses Lehrschreiben des Papstes aus Ihrer Sicht?

Vogt: «Auf diese Enzyklika haben wir jahrzehntelang gewartet. Es war gleich klar: Das ist ein neues Kapitel in der Entwicklung der katholischen Soziallehre. Früher wurden die Umweltprobleme immer zurückgestellt, man hat den Begriff der Natur neutralisiert und sich jeweils hauptsächlich um die Verteidigung der Anthropozentrik gekümmert. Bisher war das Leitkonzept der Humanökologie, die ursprünglich als Titel der Enzyklika geplant war, eine Mogelpackung, die von Ökologie spricht, aber den Wert der Natur für sich selbst leugnet. Hier hat Papst Franziskus die Notbremse gezogen und eine radikale Neuinterpretation formuliert. Erstmals wird der Begriff im Sinne einer ökologisch-relationalen [beziehungsorientierten] statt einer anthropozentrischen Anthropologie verwendet. Jetzt wird gesagt, wir können die Natur nur verstehen, wenn wir die Wechselwirkungen und Vernetzungen sehen und auch die Deutung des Menschen als Beziehungswesen auf die ganze Natur erweitern. Der Papst macht jetzt auch einen Brückenschlag zwischen christlicher Spiritualität und indigenem Naturverständnis. Der Leitbegriff „Mutter Erde“ kommt sowohl bei Franz von Assisi als auch in der indigenen Tradition Lateinamerikas vor.»

Und was hat sich ein Jahr nach Erscheinen dieses Rundbriefes in der Kirche geändert?

Vogt: «Ausserhalb der Kirche ist die Reaktion viel stärker als innerhalb der Kirche: dort hat es bisher keine nennenswerten Konsequenzen und keine institutionellen Folgen gehabt. Was bisher in der Kirche am meisten fehlt, ist, dass Schöpfungsverantwortung als Glaubenspraxis verstanden wird. Im kirchlichen Alltag, bei Gottesdiensten, in der wissenschaftlichen Theologie oder in der kirchlichen Verwaltung (z.B. den Stromverträgen der Diözesen) spielt Schöpfungsverantwortung bisher nur eine untergeordnete Rolle. – Wir sollten selbstkritisch wahrnehmen: Christentum ist nicht unbedingt die Lösung der Probleme, es ist oft auch Teil des Problems. Vom biblischen Kontext gelöst wurde der Bibelvers „Macht Euch die Erde Untertan“ zum Programm für Naturzerstörung. Wenn sich der Mensch als Krone der Schöpfung versteht, wird er zu ihrer Dornenkrone. Biblisch ist aber nicht der Mensch, sondern der Sabbat die Krone der Schöpfung.»

Sehen Sie auch Schwachpunkte in dieser Enzyklika?

Vogt: «Erstens, das Christentum ist keine Naturreligion. Hier steht die Diskussion erst am Anfang. Zweitens: Der Papst kommt aus der lateinamerikanischen Tradition und er kennt die soziale Marktwirtschaft und die Möglichkeiten einer Ordnungspolitik kaum.»

Zur Sittlichkeit der Landwirtschaft

Oder: Darf man über Agrarpornografie reden?

Nancy Cardoso, eingeführt von Jakob Weiss.

An der Redaktionsitzung fragten wir uns, ob das hässliche Wort in den Titel gehört oder nicht. Ob überhaupt das Thema in unsere Zeitschrift passe. Dabei hat die Verpflichtung gegenüber wichtigen Inhalten (wozu Hintergründe gehören, die schlecht sichtbar sind) die Vorsicht gegenüber empfindlichen Leserinnen und Lesern besiegt. Deshalb lesen Sie jetzt einen Text über die pornografische Seite der Landwirtschaft. Falls Sie möchten.

Eine Fügung, die mehr als Zufall war, hat mich bestärkt, das unsympathische Mitläuferthema, das man gerne gut getarnt lassen würde, nochmals aufzugreifen. Sie erinnern sich vielleicht an die Bildbeschreibung vom supergrossen Traktor mit dem Buben in der Führerkapsel (K+P 1/2016) – ich empfand die Darstellung als obszön. Schamlos. Meine Betrachtung kaum fertig geschrieben, kam mir der Aufsatz einer Frau in die Hände, veröffentlicht in einer Zeitschrift, die das Religiöse hochhält. Sein Titel: „Landlust und Landliebe“. Das tönte einen Augenblick lang nach Laubenromantik. Bis ich den viel kleiner gedruckten Untertitel las: „**Von der Agrarpornografie zur Agrarökologie.**“ **Solchen Mut hätte ich nie gehabt!** Machen Sie sich im Folgenden Ihre eigenen Gedanken zur gewagten Verbindung.

Die Autorin, Nancy Cardoso Pereira, ist als methodistische Pastorin Mitglied der brasilianischen Bischofskonferenz. Sie unterrichtet Kirchengeschichte an einer Universität. Sie hält Vorträge an Kongressen über Freiheit und Machtverhältnisse. Auch die Themen Energie und Landwirtschaft beschäftigen Cardoso, die eine gerechtere Gesellschaft möchte. Ich gebe den erwähnten Text leicht gekürzt und minim bearbeitet wieder.¹

Entkleiden

«Lust. Liebe. Begehren. Verführung. Liebesaugen. – Einer ökonomischen Diskussion scheinen diese Wörter nicht angemessen zu sein. Aber ich denke an Soja und seine leidenschaftliche Liebe zum Euro. Oder an das Eisenerz und seine unruhige Liebesaffäre im

internationalen Tanz der Preise. Das Geld spiegelt sich in allen Körpern. Die Preise werfen ihre verführerischen Blicke auf begehrten Waren und wollen konsumiert werden als Profit. Die jungen Hühnchen erwarten ihre Schlachtung zur gerechten Stunde, in der der Gigolo ihren Preis regelt. Alles ist so erregend in der sexy Welt des Marktes.

Das Wortfeld von Liebe und Erotik kann bei der Beschreibung von Eigentumsformen und Produktionsweisen in der kapitalistischen Landwirtschaft, im Agrobusiness, eine wichtige Perspektive eröffnen. [...] **Mein Ziel besteht darin, die Funktionen der Ökonomie und der Sexualität, des wirtschaftlichen und des sexuellen Begehrens, zu «entkleiden».** Diese Funktionen spielen bei der Konstruktion von Kultur eine wichtige Rolle – einer Fetischkultur mit sexuellem Inhalt, die zur Theologie sprechen kann. Ich möchte das starre symbolische Feld stören, welches die heterosexuelle, patriarchale Anordnung unterstützt. [...]

Gegen die Natürlichkeit der Missionarsstellung

Ich möchte über die Wirtschaft und über das Leben sprechen, über Land und Landwirtschaft. Ich möchte über die Domestizierung und die Unterordnung des Landes im Kapitalismus nachdenken. «Die Erde / das Land ist unsere Mutter.» So sagen es ein Slogan, der Papst, die Politik, die NGOs, die Indigenen. Das bedeutet eine Ent-Erotisierung von Land und Mutter und deren Unterordnung in einen kulturellen Kontext von Opferbereitschaft, Selbstlosigkeit und Überausbeutung. **Im Bild des Planeten «Mutter Erde» kommt den Frauen und der Natur gemeinsam eine Verachtung zu, beide werden allgemein als «Ressource» betrachtet,** die in kolonialer Weise der Befriedigung der Bedürfnisse, der Männer im Besonderen und jener der Menschheit im Allgemeinen, dient.

Diese Haltung finden wir in der «Natürlichkeit» der sogenannten Missionarsstellung wieder. Der spanische Theologe Thomas Sanchez beschrieb diese Position im 17. Jahrhundert als Sakrament: Es sei die natürliche Form sexuel-

ler Beziehung. Der Mann solle oben sein und die Frau unter dem Mann. Diese Form sei am geeignetsten, um den männlichen Samen auszuwerfen und ihn im weiblichen Gefäss zu empfangen. **Sanchez verglich den Phallus mit einem Pflug und die Frau mit dem Land.** «Mulier supra virum» hingegen, die Frau über dem Mann, stehe in völligem Gegensatz zur natürlichen Ordnung.

Was ist Pornographie?

Es geht nicht um Moral: Es ist nichts Obszönes an Pornografie ausser dem Interesse, Profit daraus zu schlagen. Im Namen der Befreiung aus Sexualmoral und Sitten offeriert die Pornindustrie die sachgerechte Haltung gegenüber Sex, Sinnlichkeit und allen vulgären Ausdrucksformen davon – und kommerzialisiert sie. **Eine Szene kann vielfältig und vielfach verkauft werden,** sie kann von einer Hand zur anderen weitergegeben werden, sie hat den Kontakt zur ursprünglichen Szene verloren. Es geht um die realen Wünsche realer Menschen, vermittelt durch Bilder orgasmischer Hungersnöte und um den Verkauf von Genuss und von Versprechen, die sich nie erfüllen. Pornografie, so sagt uns Slavoj Žižek², ist ein Beispiel der Entsexualisierung von Sex. Sie verspreche immer mehr Sex, sie verspreche, alles zu zeigen, gebe uns aber Leere und unendlich reproduzierbare Pseudo-Befriedigung.

Die agrarische Spielart

Agrobusiness ist die Entkulturalisierung der Agrikultur. Es ist eine Agrikultur ohne Kultur: Kultur raus, Business rein! Es geht um Millionen und Abermillionen von Tomaten, Hühnern und Käsen, Fruchtsaftpackungen, Knabbergebäck und Fast Food in billigen Reproduktionen – wie in der Pornografie. Es geht um Szenen von üppigem Essen, die einen Markt der Ersatzbefriedigung schaffen, ebenfalls wie in der Pornindustrie. Agrobusiness verspricht, den Hunger zu beenden, benutzt wunderbare Bilder der Fülle und bearbeitet und verpackt Produkte mithilfe von Design und Wissenschaft. [...] Aber die Beziehung des Agrobusiness zum Land und zum Landbau

¹ Erschienen in: *Neue Wege. Zeitschrift zu Religion und Sozialismus* 2/2016. Es handelt sich dabei um die Übersetzung zweier Referate (Englisch und Portugiesisch gehalten; unveröffentlicht). Die Zwischentitel stammen von jw.

² Der Philosoph Žižek steht der Lacan'schen Psychoanalyse nahe und äussert sich immer wieder prominent zu kulturellen Strömungen, Feminismus, Wirkung der Medien.

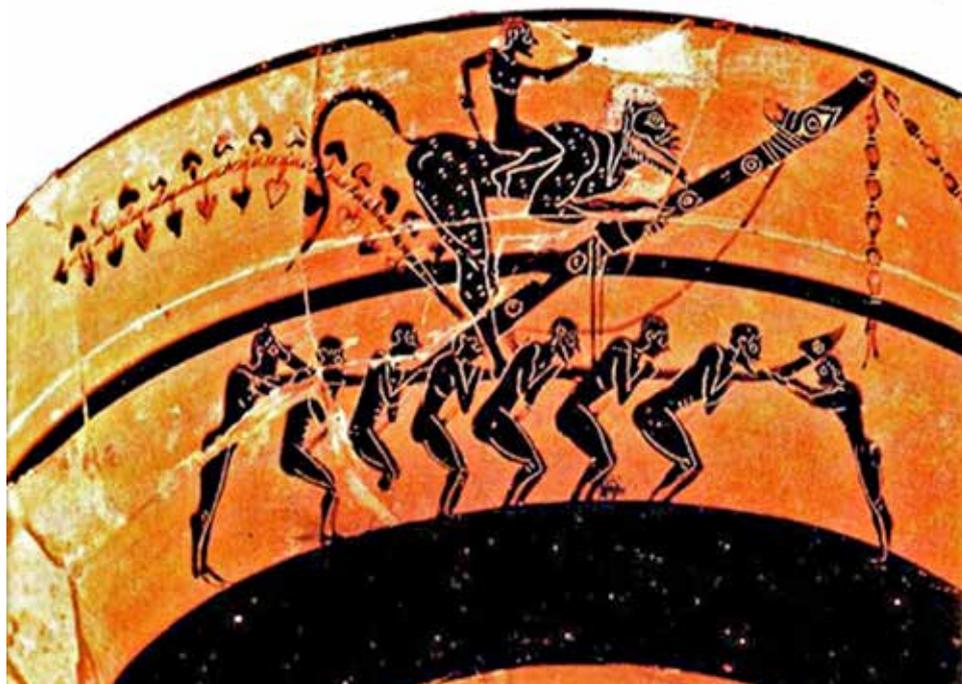
stellt eine Form von Vergewaltigung dar. Es ist ein gewaltsamer Übergriff ohne gegenseitiges Einverständnis. Das **Agrobusiness zäunt das Land ein und erklärt es zu Privatbesitz. Agrobusiness dringt in dieses Land ein und macht es mit seinen angeschwollenen Gliedern kaputt**, mit riesigen Traktoren der Namen Massey Ferguson, John Deere, New Holland, Claas, Caterpillar, Valtra. Es sucht eine noch steifere Erektion mit Viagra aus Agrogiften, den Produkten von Monsanto (USA), Syngenta (Schweiz), Dupont (USA), BASF (Deutschland), Bayer (Deutschland) und Dow (USA) – und ejakuliert im Warencasino. Das sind die Orgasmen des Kapitalismus. «Imaginärer Weizen, der irgendwo gekauft wird, hat Auswirkungen auf den realen Weizen, der irgendwo gekauft wird» (Frederick Kaufman³).

Nur das Kapital wird befriedigt

Im Agrobusiness werden durch die unkontrollierte Macht des Profits nicht nur Land, Wasser, Wälder und die dort lebenden Geschöpfe ausgebeutet, sondern auch menschliche Gemeinschaften. Ihre Versuche, der Ausbeutung gesetzliche Schranken zu setzen, werden bekämpft und kriminalisiert. Es kommt zu schnellem Sex ohne gegenseitiges Einverständnis, ohne Vorbereitung. Nur das Kapital gewinnt Befriedigung aus diesem Prozess. **Das vergewaltigte und ausgebeutete Land wird verlassen, und das Geschäft setzt sich in einem anderen Szenario fort**, in einem anderen Ökosystem, mit anderer Technologie: Agrobusiness muss ständig produzieren, muss jederzeit Frucht tragen und Geld abwerfen. Es muss Profit schaffen.

Agrobusiness nötigt sich dem Land auf. Es interveniert in traditionell bewirtschafteten Gebieten mit Gewalt und sucht den höchsten Profit in kürzester Zeit. Bäume sollen schneller wachsen, um geschlagen zu werden. Tiere werden stärker gemästet, um sie rascher schlachten zu können. Manipuliertes Saatgut reagiert in voraussehbarer Weise und stirbt schneller ab. Wasser als Handelsware hat keine Zeit mehr zur Regeneration, es soll durch extrem intensive Bewässerungssysteme fließen, Bächlein und Flüsse verschwinden.

Es ist alles so pornografisch! Die Früchte des Landes werden in riesigen Supermärkten zu aufgereihter Ware transformiert, Aromen existieren als Kopien in verführerischen Ver-



Phallische Befruchtungsrituale (antike Dionysien).

Vasenbild, archäologisches Museum Florenz

packungen. Es scheint Nahrung zu sein, ist es aber nicht. Ein Teil der Welt kann für den Massenkonsum reproduziert werden, selbst wenn die Produkte jeden Kontakt zu den realen Dingen, zum realen Leben verloren haben. Auch die Ökologie kann an die Kundenwünsche angepasst werden, ökotechnokratisch, ohne dass die Abhängigkeit von nichterneuerbaren Ressourcen durchbrochen würde.

Vom vergewaltigenden Casino zurück in die geduldige Beziehung

Wir müssen unser Land und unser Essen dem globalen Casino entziehen und auf den Teller der Menschen zurück legen. Demokratie und Ernährungssouveränität können wir nur erreichen, wenn wir die Finanzspekulation beenden, so sagt es auch Vandana Shiva, die indische Wissenschaftlerin und soziale Aktivistin.

Agroökologie heisst – wie ein Bauer zu mir sagte –, das Land «meine Geliebte» zu nennen. Idealisieren sollten wir die Agroökologie aber nicht: Die Wege und Mittel agroökologischer Beziehungen sind anspruchsvoll, sie sind langsam, geduldheischend und voller Vorspiele. Es geht um eine Beziehung zum Land, die viel Wissen und auch wissenschaftlichen Zauber voraussetzt, Kenntnis und Kontemplation. Wir müssen den Druck des Hungers und die Gier zu essen mit einer Frucht im Mund besiegen, ohne dabei den Baum zu opfern.

Agroökologie bedeutet, zusammenzustehen im Kreislauf des Lebens, zusammenzustehen im Kreislauf des Kampfes gegen Landraub und gegen die Kriminalisierung unserer Widerstandsbewegungen. **Das Land als «Körper» kennt Begierden, erogene Zonen.** In der Agroökologie sind die verletzlichen Positionen des Landes bekannt, seine Fähigkeiten, zu geben und zu empfangen, werden beachtet und stimuliert – aber ohne uns vorzumachen, wir würden alle Vorgänge und Möglichkeiten kennen und beherrschen. Agroökologie handelt vorsichtig, sie benutzt Theorien und Praxen, die Pausen kennen und sich von permanentem Wachstum verabschieden, bei denen es um das Älterwerden geht und um Warten und Hoffen als lebendigem Ausdruck der Existenz.

Erotische Agrarökologie

Die Erotik verfügt nach meinem Verständnis über drei einmalige Qualitäten: Zum ersten transzendiert sie die philosophische Isolation der Autonomie. Sie erlaubt uns dennoch, den Anderen auch zu «benutzen», sich mit ihm zu vergnügen. Dieses Benutzen geschieht in einem doppeldeutigen Sinn wechselseitig und gleichzeitig, es hängt vom Geben im Moment des Empfangens ab. Zweitens wird Erotik ausgelöst von Zärtlichkeiten, den Anderen lockend, aber nie auf etwas insistierend. Sie ist auf das Hören aus, auf das Bewahren des

³ Frederick Kaufman ist ein bekannter amerikanischer Journalist der Ernährungskultur. Er publizierte u.a. „Eine kurze Geschichte des amerikanischen Magens“ (<http://frederickkaufman.com>).

⁴ Der Existenzialphilosoph und Talmud-Gelehrte Emmanuel Levinas (1905-1995) schrieb unter anderem über „Wenn Gott ins Denken einfällt“. Er forderte, Philosophie als „die Weisheit der Liebe“ zu verstehen.

Andersseins des Anderen und auf das Gewinnen von Befriedigung in dieser beziehungsreichen Differenz. Drittens entstehen mit der Erotik Kreativität und Fruchtbarkeit. Das Selbst ist nicht nur mit dem neu entdeckten Anderen verbunden, sondern auch mit einer Zukunft, die unmittelbaren ethischen Widerstand erfordert (Levinas⁴).

Agroökologie ist erotisch. Die Erotik wendet sich von der sexuellen, reproduzierbaren Monokultur ab. Sie stellt sich gegen eine phalokratische Rationalität, die auf exklusiver Realisierung des eigenen Verlangens basiert: dem Profit. Verführung ist immer einzigartig und erhaben, vielleicht mehr als Sex, denn Sexualität wird meistens als Funktionalität verstanden. Verführung hingegen (vom Wortsinn her: Ver-Führung, weg vom bestehenden Weg) ist ein Ritual, und es ist geführt von der Ungewissheit und dem Unerwarteten.

In der Agrarökologie hat das Land Rechte. Menschen und Gemeinschaften wiederum haben das Recht, ihre eigenen spirituellen und materiellen Beziehungen zum Land aufrechtzuerhalten. In Lateinamerika nennen wir diesen Zustand *sumak kawsay* oder „Land ohne Böses“. Das Herz unserer Kosmvision ist das notwendige Gleichgewicht zwischen der Natur, dem Kosmos und den Menschen. Wir anerkennen, dass wir Menschen nur Teil der Natur und des Kosmos sind. Wir teilen eine spirituelle Verbindung zu unserem Land und zum Netz des Lebens. Wir lieben unser Land und unsere Leute; ohne diese Liebe können wir unsere Agroökologie nicht verteidigen, unseren Kampf für unsere Rechte nicht führen und die Welt nicht ernähren.

Die Kraft der Bäuerinnen

Aus diesem und anderen Gründen sind Bäuerinnen die Protagonistinnen im Kampf für das Land. Sie tragen entscheidend zu einer Landwirtschaft bei, die auf Ökologie beruht und die Gewalt, das Patriarchat und das Agrobusiness überwindet. Sie verkörpern eine Ökonomie des Lebens – in ihr geht es um den Hintergarten, die Küche, den Wald, die Tiere, die Feste, die das Leben feiern, die verschiedenen Bedürfnisse der Familie und des Landes. Bäuerinnen haben eine Liebesaffäre mit dem Land.

Die Natur als Liebhaberin, Freundin und Lehrerin ist die leuchtendste, innovativste und lebendigste Schule, in welche wir gehen können. Sie weckt unser Bewusstsein, um neues Wissen um die Zusammenhänge und



Die Banalität des Exzesses

Foto: wikipedia.it

reale partizipative Demokratie mit dem Land und mit seinen Geschöpfen zu schaffen. Indigene Völker, Kleinbäuerinnen und Kleinbauern und agroökologische Gemeinschaften sind dabei zentral. Wir glauben, dass sie uns auf dem Weg zum Postkapitalismus anführen können.»

Soweit Nancy Cardoso. Vielleicht haben Sie das eine oder andere Mal leer geschluckt. Ihre Sichtweise radikalisiert. Sogar der verehrten „Mutter Erde“ geht sie an die Schürze, zumindest dem missbrauchten Bild von ihr. Handkehrum macht sie Bäuerinnen Mut und gibt den scheinbar Schwachen Kraft.

Zum Schluss erlaube ich mir, einen Satz von Cardoso einfach zu wiederholen: „Idealisieren sollten wir die Agrarökologie nicht.“ Damit schweizerische Bäuerinnen ihre Liebesaffäre mit dem „Land“ (dem Boden, der jenseits des Gartens liegt) wieder entdecken können, müssen noch etliche Hindernisse aus dem Weg geräumt werden. Dabei ist unter anderem zu beachten, dass die angeprangerte Dominanz einer bestimmten Art von Männlichkeit, sei es in der industriellen Landwirtschaft oder im industriellen Pornogeschäft, nicht heissen kann, sie durch eine Frauendominanz ersetzen zu wollen. Keine Marissa Mayers, Sheryl Sandbergs oder Meg Whitmans sind gesucht⁵, um eine gute Landwirtschaft zum Leben zu bringen. Vielmehr braucht es den täglichen Widerstand von uns allen gegen das „Pornografische“. Dieses beginnt oft unscheinbar, an die „soften“ Versionen haben wir uns längst gewöhnt, nicht nur in der UFA-Revue. Wenn

wir über die Kosten lesen, die ein Sturm oder ein Erdbeben tags zuvor verursacht haben, dann stehen wir ebenfalls bereits auf dem Trittbrett des Zugs ins Pornoland. Kein Sturm verursacht Kosten. Er verursacht Schäden und stört unseren gewohnten Alltag, manchmal sind Tote zu beklagen. Die Kostensicht ist schon die erregte Suche nach entblösten Körperteilen beim gesellschaftlichen Akt. Wenn diesem Blick nicht die empathische Betrachtung vorausgeht, dann bleiben wir in einer männlich dominierten Welt (woran nicht nur Männer Schuld sind) stecken. Wollen wir eine „weiblich“ verstandene Landwirtschaft ermöglichen (wozu es nicht nur Frauen braucht), dann müssen wir – einmal mehr – sprachlich auf der Hut sein und mit Hartnäckigkeit einer erotischen Denkweise zum Durchbruch verhelfen. ●



Nancy Cardoso

Foto: zVg

⁵ Diese bei Yahoo, Facebook und Hewlett-Packard erfolgreichen Managerinnen werden gerne als Vorzeigefrauen dargestellt.

Was und wer steuert Gesundheit und Krankheit? Ei weiss...

Ernst Frischknecht. Die Vorstellungen über Eiweiss (Protein) haben sich in den letzten Jahren stark verändert. Wie komme ich als Bauer dazu, über ein so schwieriges Thema und was diesbezüglich zu beforschen wäre, zu schreiben? Wissen ist nie abgeschlossen. Wissen ist ein Prozess. Neue Entwicklungen führen zu neuen Erlebnissen. Aber diese Erlebnisse sind in der Bevölkerung ungleich wahrnehmbar. Leute wie ich bleiben ein Leben lang fragend wie kleine Kinder, die immer fragen: warum? Warum muss ich Gemüse essen, warum bekomme ich wieder Husten Und später als Erwachsener: **Warum kommen Schädlinge und Krankheiten? Was mache ich falsch, dass die Erde unfruchtbar wird?** Leute, die eine umfangreiche Ausbildung erlebten, neigen eher dazu, gelernt zu haben, warum etwas so funktioniert und nicht anders. Das weiss man doch. Warum soll es immer wieder hinterfragt werden?

Wissen ändert

Ältere Menschen haben eine rasante technische und wissenschaftliche Entwicklung miterlebt. Vor 60 Jahren wurde vieles unbeweisbar erahnt, was heute beweisbar ist. Noch vor 50 Jahren lernten wir, Eiweiss ist der Baustein fürs Leben, Kohlenhydrat ist der Treibstoff des Lebensmotors. Eiweiss ist Eiweiss, da gibt es

nur wenig unterschiedliche Formen. Die „Gen Suisse“ Stiftung für Gentechnik-Öffentlichkeitsarbeit brachte dann die Erkenntnis: Eiweisse sind auch Hormone (Botenstoffe), Enzyme (Fermente zur Reaktionsbeschleunigung), Transducer (Signalwandler) und Prozessoren (Informations-Schaltstellen). 100 000 verschiedene Proteine entsprechen 100 000 verschiedenen Gene. Diese Erkenntnis erlaubt es den Menschen, Gene in Pflanzen und Tieren auszuwechseln und neu zusammenzustellen. So können Schwächen in Stärken, Krankheitsanfälligkeit in Krankheitsresistenz verwandelt werden. 2001 erschienen aber in der renommierten Wissenschaftszeitschrift „Science“ Artikel mit den Forschungsergebnissen: „**Gene sind nur wie Marionetten an den Fäden der Enzyme**“, Gene können erst wirken, wenn sie von Enzymen aktiviert werden.

Ja, wer soll denn in dieser Achterbahn der Überzeugungen noch drauskommen? Schon 1986 organisierte ich mit einigen Bauern eine Tagung zum Thema „Was bringt Gentechnik der Landwirtschaft?“. Zur Rekrutierung von Referenten diskutierte ich einen ganzen Tag mit Wissenschaftlern dieses Gebietes. «Meine Aufgabe ist es», sagte einer dieser Koryphäen, «herauszufinden, wie sich Gene verhalten, wenn sie aus dem Verband ihrer Nachbar-Gene heraus in ein anderes Genom versetzt

werden.» Wenn ein kanadischer top Eishockey-Spieler in ein Schweizer Team geholt werde, könne er Spitze sein oder totaler Flop, je nachdem, ob er im neuen Team akzeptiert oder boykottiert werde. So sei es auch mit den Genen. Das konnte ich verstehen. Und ich fragte weiter: In welcher Zeit erkennt man denn, ob ein Gen nach der Transplantation akzeptiert ist und sich nicht, neuen Voraussetzungen anpassend, selbständig mutiert? Das könne lange gehen, sagte er. **Ein Genom ist nicht stabil wie eine Lego-Konstruktion.** Die Evolution beweise, dass sowohl Pflanzen wie Tiere sich im Laufe der Zeit durch Mutation an veränderte Daseinsbedingungen anpassen, um überhaupt überleben zu können. Frage: Hat denn das Umfeld-Milieu einen Einfluss auf Anpassungs-Mutationen im Genom? Das sei schwierig zu beweisen, aber man könne es nicht ausschliessen.

Drogen betäuschglücken

Später hatte ich als Mitglied der kantonalen Geschäftsprüfungskommission Gelegenheit, das Institut für Rechtsmedizin in Zürich zu besuchen. Unter anderem erklärte uns Prof. Pasi das Belohnungssystem im menschlichen Hirn. Wenn dieses Hirnsystem z.B. aus Milch ein Morphin oder aus dem vollen Getreidekorn ein Nikotin absorbieren könne, verleihe es dem Menschen das Gefühl, wertvoll und geliebt zu sein. Wenn Stresssituationen im Menschen den Wunsch nach mehr geschätzt, belohnt zu sein wecken, nehme er Drogen. Weil das Hirn aber nur einen bestimmten Pegel an Belohnung zulasse, setze es mit der Zeit die eigene Absorbier-Fähigkeit still. Verzichte der Mensch dann auf Drogen, funktioniere das im Hirn basierte Belohnungssystem nicht mehr. Deshalb treten Entzugserscheinungen auf. Der Körper könne aber das hirnbasierte Belohnungssystem mit der Zeit wieder aktivieren.

Ist es möglich, dass die Erde ihre Möglichkeit, durch Bakterien und Leguminosen Stickstoff aus der Atmosphäre für das Pflanzenwachstum zu absorbieren, einstellt, um nicht von zu viel Stickstoff belastet zu werden? (Bestandeslenkung im Futterbau) In einem, auf meine Anfrage hin gewährten nachträglichen Gespräch erklärte Prof. Pasi: «Ich stellte an den Bund ein Gesuch, um erforschen zu können, ob sich

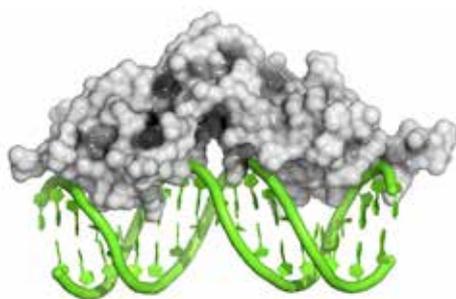
Das Verhältnis des erwünschten Rohprotein zum unerwünschten Nitrat

Erntetag	Rohprotein g/kg TS	Nitrat mg/kg TS	Rohprotein g/kg TS	Nitrat mg/kg TS	Erntetag
Öko-Betrieb			Konv. Betrieb		
1. Schnitt: 14. Mai	130	10	200	1905	1. Schnitt: 12. Mai
2. Schnitt: 9. Juli	133	132	166	1767	2. Schnitt: 18. Juni
3. Schnitt: 16. Aug.	165	448	180	1247	3. Schnitt: 22. Juli
4. Weide: ab 4. Okt.	195		206	8049	4. Schnitt: 25. Aug.

Tabelle Verhältnis Rohprotein / Nitrat

Quelle: Allgäuer Betriebsberatung

Nahrungsmittel durch die sogenannte Veredlung oder Konservierung so verändern können, dass wichtige Stoffe vom Körper nicht mehr absorbiert werden können. Erfolglos.» Er überreichte mir eine in „Scientific American“ vom Juli 1992 veröffentlichte ausführliche Arbeit über G-Proteine (benannt nach dem Botenstoff Guanosintriphosphat, mit dem diese Grossmoleküle arbeiten): „Wechsel im Verhalten von Zellen“. Martin Rodbell und Alfred G. Gilman erhielten dafür den Nobelpreis für Medizin 1994. Sie beschrieben, **wie Proteine als Übermittler von Botschaften an die Körperzellen deren Wirken beeinflussen („molekulare Schalter“)**. Kommen Proteine mit Fremdstoffen in Berührung, so könne sich ihre Botschaft so verändern, dass sie von den Zellen nicht oder falsch verstanden werden.



Proteine wirken auf die DNA ein

Quelle: go-graph

Der Feind im Kopf

Zitat von Linder und Gilman: «**Fehlfunktionen in der Signalübertragung des G-Proteins können zu verschiedenen Krankheiten beitragen.**»

Das Thema liess mich nicht mehr los. Ich begann, Zeitungsbeiträge zum Thema in einem Bundesordner zu sammeln, der mittlerweile voll geworden ist. Zwei solche Beiträge sollen einen Einblick geben. Im Folio der NZZ erschien 1995 der Beitrag von Prof. Carl Weissmann, „Der Feind im eigenen Hirn“. Sogenannte Prionen (Proteine) sollen Rinderwahnsinn wie auch menschliche Krankheiten verursachen: Im Unterschied zu herkömmlichen Erregern sind es körpereigene Substanzen, die töten.

An einer Orientierung über Alzheimer erklärte ein Psychiater und Mitarbeiter des städtischen Dienstes Zürich, der Auslöser der Krankheit sei unbekannt. Man wisse aber, dass die Krankheit mit gewissen Eiweissstoffen zusammenhänge, welche die Nervenzellen im Hirn angreifen und für schädliche Substanzen durchlässig machen, worauf die Zellen sterben. Am meisten betroffen davon seien jene Hirnareale, die für die höheren geistigen Funkti-

onen wie Gedächtnis, Sprachfähigkeit, Orientierung usw. verantwortlich seien. **Gibt es Parallelen zu Glyphosat, einem Aminosäure-ähnlichen Gift**, das die Pflanzen an der Aminosäure-Synthese hindert, sodass sie sterben? Können menschliche und pflanzliche Zellen Botschaften von Proteinen ähnlich verstehen – und sterben?

Anders über Gesundheit denken wagen

1997 besuchte mich ein wichtiger Mann der Schweizer Forschungslandschaft zu Hause, um über landwirtschaftliche Forschung der Zukunft zu sprechen. Wir waren uns einig, dass die epochale Neudefinition funktionaler Abläufe im Stoffwechsel von Lebewesen vergleichbar der Erkenntnis von Galileo Galilei ist, dass die Erde keine Platte, sondern eine Kugel ist. Der Weg von Galileos Erkenntnis bis zur Akzeptanz durch Politik und Hochschulen war gezeichnet von unzähligen tragischen Begebenheiten. Der Weg von der neuen Erkenntnis der funktionalen Eigenschaften der Proteine bis zu deren Einbezug in die Forschung über Landwirtschaft und Ernährung muss nicht zwingend gleich lang und gleich tragisch verlaufen. **Aber was damals die Macht der Kardinäle war, ist heute die Macht der sogenannten „Schlüsselindustrien des Wohlstands“**, selbst wenn sie wie Pharma von den Krankheiten der Gesellschaft profitieren. Diese Industrien halten die von ihnen alimentierte Forschung vielleicht auch von neuen Fragen ab, deren Antworten ihren Umsatz schmälern könnten. Der Bund hat mit der Vergabe der Forschungsgelder eine grosse Verantwortung, die er im Sinne von Re-Engineering wahrnehmen muss. Re-Engineering analysiert die Probleme und sucht Lösungsansätze unabhängig von bisherigen Lenkungsmaßnahmen. Vielleicht kann etliches des bisher Bewährten weiter geführt werden. Möglicherweise braucht es aber wirklich neue Ansätze, denn die Folgen der neuen Protein-Erkenntnisse sind unabsehbar. Nehmen wir Stickstoff in der Landwirtschaft unter die Lupe, ohne den kein Eiweiss entstehen kann: Bis 1957 war dieser Stoff als Kunstdünger im Ackerbau fast bedeutungslos, 25 kg/ha. Im Futterbau war Kunstdünger gemäss eidgenössischem Milchlieferungs-Regulativ während der Vegetationsperiode verboten. Gülle hatte kaum Ammoniak, weil Kot auf den Miststock kam und von Harn getrennt lagerte. Dann setzten sich moderne Stallsysteme mit Schwemmentmistung und Vollgülle durch. Wenn Mist und Harn vereint lagern, entwickelt sich eine zu Ammoniak führende

Methangas-Gärung. Organisch gebundener Stickstoff wird wasserlöslich, von Pflanzen sofort aufnehmbar. Das Düngungsverbot auf Grünland wurde abgelöst von der Empfehlung pro Jahr in 5 Gaben je 30 kg Stickstoff zu düngen. Alles zusammen führte zu einer Verzehnfachung des Stickstoffeinsatzes, aber auch zu total anderer Einwirkung auf Protein. Ähnelt und Hahn haben 1973 in der „Tierärztlichen Umschau“ auf negative Effekte kunstgedüngten Grünfutters (im Vergleich mit bio-dynamischem) auf die Fruchtbarkeit von Stieren und Kaninchen hingewiesen. Aber ihre Vergleiche werden bis heute als zu wenig wissenschaftlich ignoriert. Und weil die volle Auswirkung erst in der vierten Generation eintrete, werden erst unsere Enkel und Urenkel voll betroffen sein. Nur wer schon vor 1960 die damals noch kräuter- und kleereichen Wiesen gesehen hat, fragt sich, warum heute immer schneller sogar Naturwiesen neu übersät werden müssen. Vielleicht, weil wertvolle Kräuter das entstandene Milieu fliehen?

Betrachten wir Glyphosat, das die Unkräuter durch eine Blockade ihrer Aminosäuresynthese (der Grundlage für Proteine) zum Sterben bringt.

2012 wurde der Nobelpreis für Chemie an Robert Lefkowitz und Brian Kobilka vergeben, für ihre Aufdeckung der „Schaltplute für die Zellkommunikation“ (ebenfalls G-Proteine). 20 Jahre nach Gilman und Rodbell zeigten sie erneut die Bedeutung dieser Proteine auf. Aber die Forschung nach Bekämpfungsmitteln ist gewinnbringender als die Forschung nach Erkenntnis der Ursachen.

Fände man heraus, was im ganzen Umfeld von Nahrungsmittelproduktion, vom Acker bis zum Ladentisch, **die Kommunikation der Zellen nachteilig belastet, würden etliche Zivilisationskrankheiten gar nicht entstehen.** FiBL und Agroscope schlossen einen Pakt, um gemeinsam für nachhaltige Landwirtschaft und gesunde Ernährung zu forschen. Ich wünsche, dass der Bund gleichzeitig durch Eigenfinanzierung der Forschung deren Abhängigkeit von Industrien senkt, dass die Forschung den Bauern und ihren Erfahrungen auf Augenhöhe begegnet und so ein Paradigmawechsel à la Galileo Galilei möglich wird.

Die Forschung kann den notwendigen Paradigmawechsel nur vollziehen, wenn sie frei wird von solchen finanziellen Bevormundungen des Bundes. Der Bund wird aber seine Bevormundung nur ändern, wenn sich jene Kreise der Forschung, welche die Notwendigkeit sehen, gemeinsam dafür einsetzen. ●

Besser kompostieren: Eine Erkundung im Kanton Zug

Tania Wiedmer. Ziel der ersten Bioforum-Exkursion war es, zum Thema Kompost- und Humuswirtschaft dazuzulernen. Die zwanzig TeilnehmerInnen fuhren am 21. April zuerst zum Chripfelihof der Familie Halter-Widmer in Edlibach oberhalb von Zug. Weil in ihrem Land eine Quellwasserfassung liegt, sind die Bauersleute dort schon lange auf eine schonende Boden-Bewirtschaftung sensibilisiert. Ihren ersten Kompostierkurs machten sie 1995, dies verstärkte auch ihr Interesse an Humuswirtschaft sehr. Halter-Widmers nahmen Kontakt mit Fredy Abächerli auf, dem Geschäftsführer der Verora GmbH. Diese war aus dem Maschinenring Zug entstanden, als einige der Beteiligten eine professionelle Kompostierung aufbauen wollten.

Mit einer Anekdote erzählt Fredy Abächerli den TeilnehmerInnen aus den Anfängen der Verora GmbH: Bevor sie eine Kompostieranlage in Betrieb nehmen durften, mussten sie beweisen, dass diese nicht stinken würde. Also ging es gleich ums Eingemachte bei der Umwandlung von Biomasse: Ein guter Kompost, der zur Abgrenzung von schlechtem Kompost von ihm Humuskompost genannt wird, entsteht durch einen aeroben, luftigen Prozess, also unter Mitwirkung von Sauerstoff. Es wird eine Rotte angestrebt, Fäulnistaschen im Kompost werden vermieden. Dann stinkt es auch nicht, der so entstandene Kompost enthält mehr gebundenen Nährstoffe und trägt besser zum Humusaufbau bei als Fäulnisreste. Dieses aerobe Milieu sollte natürlich auch im Boden angestrebt werden. Sonst übernehmen anaerobe Bakterien und Pilze und befördern nebenbei die Bodenverdichtung, weil die Krümelstrukturen durch die ätzende Wirkung der Stoffwechselprodukte dieser Mikroflora stark beschädigt werden; Nährstoffe werden ausgewaschen und dem Boden geht es schlechter.

Um einen wertvollen Kompost in kurzer Zeit zu erhalten, wird der richtigen Zusammensetzung des zu kompostierenden Materials, ihrer sofortigen Verarbeitung und der weiteren Kompostführung (Feuchtigkeitsregulierung, Wenden) viel Wert beigegeben. **Wichtig**



Kompostiermechanisierung im Kleinformat

Foto: Jakob Weiss

seien der Zuschlag von je 10% Erde und bereits fertigem Kompost sowie genügend Strukturmaterial zur Rotte, dann klappe es auch besser mit dem Sauerstoff.

Auf dem Chripfelihof wurde eine zapfwellenbetriebene Kompostwendemaschine vorgestellt, die der Durchmischung und Luftzufuhr dient. Einige Teilnehmer stellten sich die Frage, wie eine gute Kompostierung auch ohne Mechanisierung durchgeführt werden kann. Hier muss die Diskussion weitergehen, damit die Kompostierung nicht zu einer energetisch negativen Bilanz kommt, sonst nützt die verbesserte CO₂-Speicherung des Bodens durch guten Kompost wenig. Bei Kompostierung im grossen Stil macht es aber sicher Sinn, dieses Material mit Spezialwerkzeug der Wiederverwertung zuzuführen und daraus einen wertvollen Humuskompost zu machen.

Generell empfiehlt Fredy Abächerli, den Gülleanteil am Hofdünger zugunsten von Mist zu reduzieren. Bei Mist sei die Sauerstoffregulierung einfacher zu handhaben. Er sollte nach der alten Regel „Halt ihn feucht und tret ihn fest“ anaerob gelagert werden, damit es zu einer Fermentation kommt. Neben der strikt

aeroben Umwandlung von Biomasse ist dies der zweite Weg, um Fäulnis zu verhindern. Bei beiden Prozessen soll es laut Fredy Abächerli nicht zu heiss werden. Samen von unerwünschten Pflanzen werden nicht durch Sterilisation abgetötet, sondern durch Keimung am Komposthaufen und anschliessendem Umschichten.

Nach einem nahrhaften Mittagessen auf dem Chripfelihof begaben sich die Teilnehmenden auf den Hof Wies in Neuheim bei Baar (ZG), der von Franz Keiser geführt wird. Hier wurde die seit 2012 geführte Pyreg-Forschungs- und Entwicklungsanlage vorgestellt, welche in einem Pyrolyseverfahren feine Holzschnitzel unter Sauerstoffausschluss verkohlt. Das entstehende Holzgas wird verbrannt und kann helfen, den Meiler zu heizen und die groben Hackschnitzel zu trocknen, um deren Heizwert zu erhöhen.¹ Um den Prozess zu starten, wird Propangas benutzt, für die Anlagesteuerung braucht es Strom. **Ein Teil der entstandenen Kohle wird mit Vorteil dem Kompost beigegeben**, wo sie Gerüche, Nährstoffe und Wasser bindet und viel stabilen Kohlenstoff in den Boden einbringt.

¹ Siehe zu dieser Technik auch die Artikel im Heft 4/2010: «Der Baum steht zwischen Erde und Himmel. Wie Sepp Braun Energieversorgung aus Holz, Stallhygiene und Humusaufbau verbindet»; sowie im Heft 3/2015: «Eine Energie-Genossenschaft für daheim.» Beide sind online im K+P-Archiv.

Franz Keiser stellte auch einige Hilfsmittel vor, um den Kompost abzudecken, zu wenden und zu transportieren. Er sei gerne gut eingerichtet, sagte er stolz, das fördere seine Lust zu arbeiten. Dazu gehörten die richtigen Maschinen, die er gerne auch selber optimiert.

Bei der abschliessenden Bodenprobe auf einem Feld von Franz Keiser konnte der Einfluss von Kompostgaben über mehrere Jahre beobachtet werden. Der gute Boden bricht nicht in Stücke mit schmierigen Flächen, sondern lässt sich leicht zerbröckeln. Und auf ihm stehend diskutierten wir auch die Flächenkompostierung. Durch sie werde besonders einfach gewährleistet, **dass während der Kompostierung für Bodenlebewesen und Enzyme tödliche Temperaturen nicht erreicht werden und der „Kreislauf der lebenden Substanz“ geschlossen bleibe.**

Die Exkursion war eine gute Kompost-Fortbildung und sie hat auch viel Wissenswertes zum Einsatz von Pflanzenkohle gebracht.

Es entstanden aber auch Fragen zur Umsetzung auf kleinen Betrieben ohne grosse Mechanisierung. Das Bioforum wird das Thema weiterverfolgen, wie Kompost energieeffizient und professionell „hergestellt“, also entstehen gelassen werden kann. ●

Das Bioforum bleibt dran

Der Boden als lebendes System ist für das Bioforum ein wichtiges Thema. Mit der Exkursion zur Humuswirtschaft haben wir das Thema dieses Jahr wieder aufgenommen. Wir möchten dies weiterführen, in Form von weiteren Exkursionen, Berichten im K+P und anderem mehr. Aus der Exkursion hat sich z.B. die Frage ergeben, wie man ohne Mechanisierung guten Kompost herstellen kann.

Wenn sich jemand angesprochen fühlt, zu diesem Thema etwas beizutragen oder einen Vorschlag für eine Aktivität hat, freut sich die Geschäftsstelle über Hinweise (info@bioforumschweiz.ch oder Anschrift im Impressum auf der letzten Seite).



Kompostiermechanisierung, diesmal etwas grösser

Foto: Jakob Weiss



**MARCHÉ
ZOFINGEN**

**Willkommen zum
Schweizer Bio-Festival
17. – 19. Juni 2016**



Das erwartet Sie am Bio Marché in Zofingen:

- Rund 200 Aussteller mit Bio-Produkten aus aller Welt
- Kulinarische Köstlichkeiten in verschiedenen Bio-Restaurants
- Zahlreiche Live-Konzerte und Strassenkünstler

Öffnungszeiten

Verkaufsmarkt:

Fr 14 – 21 Uhr
Sa 10 – 21 Uhr
So 10 – 18 Uhr

Hauptsponsor:

MIGROS

Solidarische Landwirtschaft und rechtliche Rahmenbedingungen

Tina Siegenthaler. Das dominierende Bild, das wir von der Landwirtschaft in der Schweiz haben, ist das eines relativ kleinteiligen multifunktionalen Familienbetriebs mit Ackerbau und Milchwirtschaft, Gemüsegarten und Hochstammweide. Weitergegeben wird der Betrieb von Generation zu Generation und vom Vater zum Sohn. Dieses Bild wird von Medien, Bundesämtern, Tourismusorganisationen etc. gern gefördert und gepflegt. Dass viele andere Formen der Landwirtschaft bestehen, ist natürlich auch hinlänglich bekannt. Mangels NachfolgerInnen innerhalb der Familien wird die ausserfamiliäre Hofübergabe resp. -übernahme immer wichtiger. Auch entstehen zunehmend Betriebsgemeinschaften. Und der Ausbau von bodenunabhängiger Produktion – die sogenannte „innere Aufstockung“ z.B. mit grossen Geflügelhallen – wirft Fragen der Raumplanung auf.

Die solidarische Landwirtschaft (Solawi)¹ will ebenfalls andere Formen der Landwirtschaft umsetzen. Taktgebend dabei ist, dass die Solidarität in der kollektiven Produktion und Organisation zum Ausdruck kommt. KonsumentInnen und ProduzentInnen schliessen sich zusammen und gestalten den Betrieb in unterschiedlichen Ausprägungen gemeinsam. Viele Solawi-Projekte und -Betriebe wählen unter anderem aus diesem Grund die Rechtsform des Vereins oder der Genossenschaft.

Das bäuerliche Pacht- und Bodenrecht, Raumplanungsgesetz und Agrarrecht sehen es jedoch nicht vor, dass juristische Personen wie Vereine und Genossenschaften landwirtschaftliche Betriebe bewirtschaften und in der Landwirtschaftszone produzieren.²

Diese Gesetze regulieren die Landwirtschaft sehr restriktiv und sind darauf ausgerichtet, die traditionelle Landwirtschafts-Trägerschaft zu schützen und zu fördern. Landwirtschaftsland zu erwerben und Direktzahlungen zu erhalten, ist nur für SelbstbewirtschaftlerInnen mit einer entsprechenden Ausbildung möglich. Der Kauf eines Betriebs zum Ertragswert ist nur für familieninterne NachfolgerInnen möglich. Neue Formen in der Landwirtschaft zu entwickeln und zu kultivieren ist unter diesen Umständen schwierig. Deshalb liegt die Forderung nach einer Öffnung des Agrarrechts für kollektive Formen wie die Genossenschaft nahe – wird doch in einer Solawi bodengebundene, in

allen Bereichen nachhaltige und ernsthafte, produktive Landwirtschaft betrieben. Wichtig bei dieser Forderung ist jedoch zu sehen, dass eine Öffnung für andere Rechtsformen nicht ausschliesslich für Solawis erwirkt werden könnte. Wäre zum Beispiel die Genossenschaft ebenfalls berechtigt, Landwirtschaft zu betreiben, würden auch grosse Genossenschaften wie Migros und Coop davon profitieren können. Vermutlich hätten diese Betriebe nicht mehr viel gemein mit einer kleinteiligen, lokalen und kollektiven Produktion. Politische Forderungen nach einer Veränderung der Rahmenbedingungen müssen daher mit grosser Sorgfalt und Vorsicht formuliert werden, immer mit den möglichen Folgen vor Augen.

Für die Realisierung einer auch formal funktionsfähigen Solawi bestehen also keine fertigen Rahmenbedingungen und Rezepte. Es müssen Wege gefunden werden, wie sich die Projekte und Betriebe innerhalb der Vorschriften und Bedingungen bewegen können, ohne sich selber zu blockieren oder in einen Rechtskonflikt zu geraten. Man muss die rechtlichen Möglichkeiten genau kennen. Ein klares Konzept kann helfen, bei Behörden nützliche Antworten auf rechtliche Fragen zu erhalten. Mit guter Kenntnis der Rechtslage können auch die Risiken eingeschätzt werden, falls bei der Umsetzung gewisse Bereiche in eine Grauzone fallen.

Einige Möglichkeiten, die zurzeit umgesetzt werden:

1. Wenn der Betrieb als Einheit oder einzelne Betriebszweige als solidarische Landwirtschaft funktionieren, ist es möglich, den Betrieb gesetzeskonform zu führen und eine allfällige Verarbeitung hofintern zu realisieren: Die KonsumentInnen organisieren sich als Verein oder Genossenschaft, nehmen den gesamten Ertrag bzw. alle Produkte aus der solidarischen Landwirtschaft ab und tragen den Hof finanziell. Bestenfalls übernehmen sie auch die Logistik und Administration. Sie schliessen also als Kollektiv direkt an den Landwirtschaftsbetrieb an und bilden mit diesem eine Wirtschaftsgemeinschaft. Formal sind die KonsumentInnen so allerdings nicht mitbestimmungsberechtigt betreffend Produktion, die Wirtschaftsgemeinschaft kann aber intern Möglichkeiten zur Mitsprache und Mitgestaltung bei wichtigen Entscheiden finden.

2. Wenn das Konzept eines Solawi-Pro-

jekts vorsieht, in Stadtnähe mit KonsumentInnen gemeinsam Gemüse zu produzieren, können die GründerInnen auch Land in der nichtlandwirtschaftlichen Zone bebauen. Ansprechpartnerinnen und Verpächterinnen können Gemeinden oder Städte sein. Vorher muss mit den Behörden aber abgeklärt werden, wie langfristig ein Projekt angelegt werden darf. In der Bau- oder Erholungszone besteht kein Pächterschutz, wie in der Landwirtschaftszone mit 6/9 Jahren Pachtdauer üblich.

3. In der Schweiz werden vereinzelt Landwirtschaftsbetriebe als Genossenschaften oder als Stiftungen geführt. Meist liegt hier eine Ausnahmegewilligung vor: Diese Betriebe konnten plausibel darlegen, dass sie Landwirtschaft zu den Bedingungen des Agrarrechts betreiben trotz der nicht vorgesehenen Rechtsform. Diese Möglichkeit bietet sich Betrieben, die bereits in ihrem Umfeld fest verankert sind und eine Aussenwirkung haben.

4. Falls sich die gewünschte Rechtsform wie eine Genossenschaft oder ein Verein nicht oder nur sehr umständlich umsetzen lässt, aber ansonsten alle Faktoren zum Start einer Solawi bereits vorhanden sind, kann auch ein Kompromiss bei der Wahl einer Rechtsform möglich sein. Eine GmbH² beispielsweise darf eine Landwirtschaft betreiben, die Organisation und Struktur des Solawi-Betriebs kann dennoch als Kollektiv funktionieren und in einer Vereinbarung festgelegt werden.

Fazit: Viele Betriebe sind dran, gangbare Formen zu suchen und umzusetzen. Das ist eine Aktivität von „unten“. Es ist wichtig, dass wir auch Forderungen nach „oben“ stellen und mit dem Bundesamt für Landwirtschaft, mit den kantonalen Raumplanungs- und Landwirtschaftsbehörden das Gespräch aufnehmen und aufzeigen, dass solidarische Landwirtschaft eine Bedeutung für die Lebensmittelproduktion hat. **Förderprogramme auflegen, Antragsprüfungsverfahren entwickeln, Ausnahmegewilligungen erteilen bzw. erlangen usw., ohne die bäuerliche und kleinteilige Landwirtschaft zu gefährden, ist die gemeinsam zu meisternde Herausforderung.** Je relevanter und bekannter Solawi wird, desto hörbarer ist unsere Stimme. Dafür braucht es noch viel mehr Betriebe, die sich von den Rahmenbedingungen nicht abschrecken lassen und Neues wagen. ●

¹ Auch regionale Vertragslandwirtschaft (RVL) genannt.

² Nur als Aktiengesellschaft oder GmbH kann unter bestimmten Bedingungen ein Landwirtschaftsbetrieb geführt werden.

Aus Verantwortung für unsere Kinder und eine intakte Umwelt.

HiPP

Das Beste aus der Natur.
Das Beste für die Natur.

Claus Hipp

Stefan Hipp

Was vor über 50 Jahren mit dem Bio-Anbau begann, wird in allen Bereichen des Unternehmens gelebt. Der sorgsame Umgang mit Umwelt und Ressourcen, ein respektvolles Miteinander und höchste Qualität sind Anforderungen, mit denen HiPP gewachsen ist und die untrennbar mit dem Namen HiPP verbunden sind. Mit sorgfältig hergestellten Produkten übernehmen wir die Verantwortung gegenüber unseren Kindern und der Umwelt, in der sie groß werden.

Dafür steht der Name HiPP und dafür stehe ich mit meinem Namen.

Claus Hipp

Die Zukunft mitgestalten im Einklang mit der Natur.

Ressource Wasser



Senkung des Wasserverbrauchs um 70% in den letzten 20 Jahren durch technische Innovationen

Nein zu Grüner Gentechnik



Aus ökologischen und ethischen Gründen und zur Erhaltung der biologischen Vielfalt

Erneuerbare Energiequellen



Das langjährige Engagement für den Klimaschutz ist mit dem Deutschen Solarpreis 2011 ausgezeichnet worden.

Klimafreundliche Produktion



CO₂-neutrale Energiebilanz durch den Einsatz erneuerbarer Energien und Unterstützung weltweiter Klimaschutzprojekte

Mehr dazu unter www.hipp.ch

Bioforum-Hauptversammlung 2016

Der diesjährige Biogipfel fällt aus. Die lang-jährige Tradition wird vom Vorstand für eine gezielte Mitgliederwerbungsaktion im 2016 unterbrochen.

Wie gehabt findet die Bioforum-Hauptversammlung in Zofingen statt.

Samstag, 18. Juni 2016

von 13.00–14.00 Uhr im Konferenzraum Hotel Zofingen am Kirchplatz 30

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juni 2015
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnung 2015*
4. Wahlen: Paul Walder kandidiert f.d.Vorstand
5. Budget 2016*
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2016/2017
7. Verschiedenes

* Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt

«Mitglieder für Mitglieder - Wettbewerb 2016»

Jetzt aktiv werden!

Anstelle des Biogipfels gehen wir auf die Strasse. Der Vorstand des Bioforums und die Redaktion von Kultur und Politik konzentrieren sich auf eine gezielte Mitgliederwerbungsaktion.

Damit möglichst viele Menschen wieder in Kontakt kommen mit der Biobewegung und der dazugehörigen Agrarkultur, sind wir auf Sie angewiesen:

Sind Sie bereits AbonnentIn von "Kultur und Politik"?

Perfekt, wir sind uns sicher, dass Sie in Ihrem Umfeld mindestens noch zwei bis drei andere Personen kennen, die das "Kultur und Politik" abonnieren möchten. Sie wissen mit Sicherheit die Gründe fürs Weiterempfehlen.

So können Sie gewinnen:

Sie sind der Vermittler von möglichst vielen Abos für "Kultur und Politik" (die Neuabonnenten bezahlen für 2016 nur den halben Mitgliederbeitrag).

Ihre Gewinnchance auf ein Mittagessen im Bioland Olten zusammen mit dem Redaktionsteam von Kultur und Politik ist am grössten, je mehr Personen sie anwerben. Bei Gleichstand entscheidet das Los. Bekannt ist "Kultur und Politik" für seine Nachhaltigkeit. Lassen Sie das Kriterium "möglichst viele" mit Augenmass angehen, uns ist das Interesse der neuen AbonnentInnen an "Kultur und Politik" genauso wichtig.

Die Ziehung des Hauptpreises findet im Dezember 2016 statt, das Mittagessen findet an der Redaktionssitzung der Winterausgabe 2017 in Olten statt. ●

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 71. Jahrgang

Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle:

Lukas van Puijenbroek
Aebletenweg 32
8706 Meilen
Telefon 044 520 90 19
lukas.puijenbroek@bioforumschweiz.ch

Redaktion: Nikola Patzel, Wendy Peter
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission:

Christian Gamp, Sonja Korpeter,
Nikola Patzel, Wendy Peter, Jakob Weiss

Gestaltung: Lukas van Puijenbroek und Nikola Patzel

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

inserate@bioforumschweiz.ch

Mitgliederbeitrag inkl. Abo:

SFr. 60.– bis 100.– / 50 bis 90 Euro
Auslandsabo ohne Mitgliedschaft:
40 Euro

Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 3/16:
15. August 2016

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch

P.P.
CH-8706 Meilen
DIE POST

Ich/wir werde/n Mitglied des Bioforums Schweiz. Die Mitgliedschaft beinhaltet das vierteljährlich erscheinende «Kultur und Politik», Einladung zu den Möschberggesprächen und zum Biogipfel mit Fachreferaten!

- als Einzelmitglied für 60 Franken / 50 Euro im Jahr (oder Abo ohne Mitgliedschaft: 40 Euro)
- als Familie für 80 Franken / 70 Euro im Jahr.
- als Firma oder Institution für 100 Franken / 90 Euro im Jahr.

Vorname:	Wettbewerb 2016. Vermittelt durch:
Nachname:	
Strasse / Nr.:	
PLZ / Wohnort:	
E-Mail:	Unterschrift:

Bitte Talon ausschneiden und einsenden an:

Bioforum Schweiz, Lukas van Puijenbroek, Aebletenweg 32, 8706 Meilen